Wiener Stadt-Bibliothek.
163776 Ja

Wiener Stadt-Bibliothek.
163776 Ja

Ia 163.776

Ia 163.776

K A R L K R A U S

V O R L E S U N G S B L Ä T T E R

mit eigenhändigen Änderungen,
Kürzungen und Vorbemerkungen.

H. I. N. 177.177

I N H A L T

1.	Bismarck und Presse	Bl. 1 - 2	4	SS.
2.	Der Bulldog	3	1	
3.	Das Ehrenkreuz (+ Vorbmkg)	4	2	
4.	Das ist so allgemein bekannt	5 - 6	2	
5.	Ein Satz	7	1	
6.	Der kleine Brockhaus	8 - 9	2	
7.	Schlichte Worte	10	2	
8.	Wiener Faschingsleben 1913.	11 - 12	3	
9.	So ist es/Pfleget den Fremdenverkehr	13 - 14	4	
10.	Der Neger	15 - 16	4	
11.	Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht.	17 - 18	3	
12.	Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden.....	19	1	
13.	Nichts neues in Borsøøzow..	20	2	
14.	Ein Ruf,der bis ans Ende der Zeit dringt	21 - 22	2	
15.	Ein Tag aus der großen Zeit	23	2	
16.	Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit	24 - 27	7	
17.	Gruß an Bahr und Hofmannsthal	28 - 33	12	
18.	Der tragische Karneval.....	34 - 36	5	
19.	Von einem Mann namens Posse	37 - 40	7	
20.	Made in Germany	41 - 44	6	
21.	Ein deutsches Buch	45 - 49	9	
22.	Ein christlicher Dreh (Vorb.)	50	2	
23.	Zu Ferdinand Lassalles hundertstem Geburtstag	51 - 54	8	
24.	An Grete Urbanitzky	55 - 56	4	
25.	Vorrede (Kein Zeitstück!..)	57	1	
26.	Etymologie/Ein Schandblatt	58	2	
27.	Radioglück	59	1	
28.	Wien (+ Vorbemerkung)	60	1	
29.	Apokalypse	61 - 74	14	
			104	SS.

INHALT

1. Bismarck und Presse ..... 1 - 2 4 SS.
2. Der Bulldog 3 1
3. Das Ehrenkreuz (+ Vorbmkg) 4 2
4. Das ist so allgemein bekannt 5 - 6 2
5. Ein Satz 7 1
6. Der kleine Brockhaus ..... 8 - 9 2
7. Schlichte Worte 10 2
8. Wiener Faschingsleben 1913. 11 - 12 3
9. So ist es/Pfleget den Fremdenverkehr ..... 13 - 14 4
10. Der Geger ..... 15 - 16 4
11. Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht. 17 - 18 3
12. Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden..... 19 1
13. Nichts neues in Borszczow.. 20 2
14. Ein Ruf, der bis ans Ende der Zeit dringt ..... 21 - 22 2
15. Ein Tag aus der großen Zeit 23 2
16. Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit ..... 24 - 27 7
17. Gruß an Bahr und Hofmannsthal 28 - 33 12
18. Der tragische Karneval..... 34 - 36 5
19. Von einem Mann namens Posse 37 - 40 4
20. Made in Germany ..... 41 - 44 6
21. Ein deutsches Buch ..... 45 - 49 9
22. Ein christlicher Dreh (Vorb.) 50 2
23. Zu Ferdinand Lassalles hundertstem Geburtstag ..... 51 - 54 8
24. An Grete Urbanitzky ..... 55 - 56 4
25. Vorrede (Kein Zeitstück!..) 57 1
26. Etymologie/Ein Schandblatt 58 2
27. Radioglück 59 1
28. Wien (+ Vorbemerkung) 60 1
29. Apokalypse ..... 61 - 74 14

104 SS.

Die Fackel

Nr. 142 WIEN, ENDE JUNI 1903 V. JAHR

Bismarck und Presse.*)

Wir haben uns gegen die Autorität des Gedruckten erst allmählich abstumpfen können, und das ist namentlich seit 1848 gelungen; bis dahin hatte für einen großen Theil der Bevölkerung alles Gedruckte seine besondere Bedeutung; jeder, der auf dem Lande nur ein Amtsblatt las, von der Bibel und dem Gesangbuche nicht zu reden, hielt das Gedruckte für wahr, weil es gedruckt war, ungeachtet des üblichen Sprichworts: er lügt wie gedruckt; es wird vielleicht auch dahin kommen, zu sagen: er lügt wie telegraphiert, denn gegen den Missbrauch, der mit diesem Beförderungsmittel getrieben wird, sind bisher die wenigsten Leute noch auf der Hut; sie denken nicht an den Reichthum von Geldmitteln, der es jemandem möglich macht, zum Telegraphieren aller in drei bis vier Sprachen übersetzten Tendenzlügen in verschiedenen Weltstädten Lectoren zu bezahlen, die nur damit beschäftigt sind, Zeitungen durchzulesen und zu sehen, ob sich eine Alarmnachricht findet; findet er keine, so hat er sie zu machen und telegraphiert sie nun als aufregendes Symptom an verschiedene ausländische Blätter.

Herrenhaus 13. 2. 69.

*

Es wird in unseren Zeitungen zu viel auf Sensationelles gesehen, als ob alle Tage so etwas passieren müßte. Jede Nummer muß womöglich etwas Neues bringen, etwas Bedeutendes, Außerordentliches. So verwöhnen sie das Publicum, das nun solche Dinge erwartet und verlangt von seinen Blättern, und die verlangen es dann von ihrem Correspondenten, der kommt dann in eine schlimme Lage. Er soll in all seinen Berichten etwas Neues

*) Zusammengestellt aus »Fürst Bismarcks Reden«, 13 Bde., Leipzig, und Paul Dehn, »Bismarck als Erzieher«, München 1903.

schreiben, wichtige Nachrichten, und geschieht das nicht, so hält ihn seine Redaction entweder für nachlässig und zu bequem, um sich ordentlich umzusehen in seinem Revier, oder sie denkt, er hat keine guten Verbindungen. Da setzt er sich dann hin und beräth sich mit seiner Phantasie oder er macht sich an auswärtige Gesandtschaften, die ihn natürlich gern mit Nachrichten versehen, welche ihren Zwecken entsprechen.

Poschinger »Bismarck und die Parlamentarier«, I 76. (11. 12. 75).

*

Wenn jemand wie ich weiß, wie die Freiheit der Presse von principienlosen gebildeten Männern, die den Werth der Wahrheit kennen oder doch kennen sollten, benützt werden kann, wie unendlich gefährlicher muß es dann sein, einen solchen Spielraum einem unerzogenen und nicht unterrichteten Volke zu gewähren.

Zu dem englischen Maler Richmond 11. 87.

*

In ihrem gegenwärtigen Zustande gewähre die Tagespresse weder für die Regierung noch für die politische Bildung der Bevölkerung einen Nutzen, vielmehr das Gegentheil. Die Zeitungen wären gegenwärtig kein Bildungs-, sondern ein Verbildungsmittel, das keine Begünstigung verdiene. Durch eine Aufhebung der Steuer würde der Zustand der Presse nicht besser werden, vielmehr sei der entgegengesetzte Erfolg zu erwarten; es würde eine Menge neuer kleiner Winkelblätter entstehen und dadurch die Presse noch mehr herabkommen. Die Aufhebung führe zu größerer Bereicherung ihrer Besitzer, die größere Wohlfeilheit würde nur noch die Confusion vermehren.

Aus einer Begründung gegen die Aufhebung des Zeitungsstempels. 4. 3. 73.

*

(Zu einem Antrag, das Pressgesetz auf die Tagesordnung zu setzen:) Bei sehr wenigen Gemeinden möchte sich das Bedürfnis einer augenblicklichen Einführung der neuen Gemeindesteuer herausstellen, dagegen aber dürfte es in der ganzen Monarchie allen denen, welchen an Beibehaltung der Verfassung liegt, . . . von der höchsten Wichtigkeit sein, unsere Mitbürger so schleunig als mög-

lich vor dieser moralischen Brunnenvergiftung durch die Presse zu schützen.

Preußischer Landtag, 18. 2. 1850.

*

Die oppositionelle Presse wirke dem Streben der Regierung, sich mit dem Abgeordnetenhaus zu verständigen, zu sehr entgegen, sie befinde sich zum großen Theil in den Händen von Juden und unzufriedenen, ihren Lebensberuf verfehlt habenden Leuten.

Zu einer Abordnung aus Rügen 10. 11. 1862.

*

Wenn jemand in einem anonym geschriebenen Brief verleumdet, so hält man das im allgemeinen für eine ehrlose Beschäftigung; wenn jemand aber in gedruckten Blättern verleumdet, ebenso anonym, so ist es »Freiheit der Presse«, für die einzutreten ist gegen jedermann, der sich gegen diese Verleumdung wehren will!

Reichstag 1. 5. 1885.

*

Muth hat eigentlich nur die socialistische Presse. Sie begreifen, daß ich jetzt von der Presse nur noch mit ironischer Geringschätzung rede.

Poschinger, Tischgespräch I. 329 (9. 7. 1890).

*

Was die Zeitungen über mich schreiben, das ist Staub, den ich mit der Bürste abwische, das ist mir gleichgiltig. Ich lege nur Werth auf die Geschichte, was die später über mich sprechen wird.

Poschinger, Tischgespräche I. 180 (23. 8. 90).

*

Druckerschwärze auf Papier.

Reichstag 6. 2. 1888.

*

Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgend einem Tage präsentiert in der Verstimmung des anderen Landes.

Reichstag 6. 2. 1888.

*

(Dann sprach er von der Macht der Presse, die viel Schaden angerichtet habe.) Sie hat die drei letzten Kriege veranlasst. Die dänische zwang den König und die Regierung zur Einverleibung Schleswigs, und die österreichische und die süddeutsche hetzte

gegen uns, die französische hat zur Verlängerung des Feldzuges beigetragen.

Busch, Tagebuchblätter II. 487. (21. 10. 1877).

*

Wir sind zurückgegangen, wir sind heruntergekommen und wissen, wenigstens viele von uns, selber nicht wie. Mir aber ist es klar, daß wir heruntergekommen sind; das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribüne wieder verdorben.

Reichstag 28. 11. 1881.

*

Es gibt kaum eine absichtliche Entstellung, kaum eine Verdrehung, die in dieser Sache von der Presse nicht geübt worden wäre, zum großen Theil in der ohne Zweifel patriotischen Absicht, das Ausland auf die Abwege der Regierung aufmerksam zu machen und dasselbe zu avertieren, daß es Grund hätte, der preußischen Regierung in irgend einer Weise zu zürnen.

Preußischer Landtag, Abgeordnetenhaus 26. 2. 1863.

*

Diese letztere (Presse) ist hier in Wien schlimmer als ich mir vorgestellt hatte, und in der That noch übler und von böserer Wirkung als die preußische.

Immediatbericht aus Gastein 3. 8. 1864.

*

Denn manches, was in den Zeitungen steht, ist denn doch wahr, wenn auch nicht alles.

Abgeordnetenhaus 29. 1. 1869.

* * *

Gussenbauer ist todt, Als er nach Wien kam, hatten Czerny und Mikulicz die Berufung abgelehnt. Jetzt wird man klüger sein und nachgeben, sich nicht erst beschämende Absagen bei den Großen der Billroth-Schule holen und sich vermuthlich zufriedenstellen, wenn Narath aus Utrecht nach Wien übersiedelt, das seine Chirurgen für den Mangel einer wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Klinik

3
15. Juli 1907
220/31 (IX.)

Der Bulldog.

‚Simplicissimus' heißt der artige Schoßhund, der noch immer die Träume des deutschen Philisters in der roten Maske des gefährlichen Bullenbeißers schreckt. Im Leben ist er für jeden Bissen dankbar, den ihm die Firma Albert Langen zuwirft; er ist nicht weniger harmlos, aber weniger ehrlich als der Dackel, dem die Verleger der ‚Fliegenden Blätter' zurufen: Waldl, gehst her oder net! — denn er geht immer her. Es ist hier schon öfter das Thema der Scheinheiligkeit dieser Teufelei berührt worden, mit der der ‚Simplicissimus' das Geistesleben des deutschen Bürgertums zu gefährden vorgibt. All dies Gethue einer literarischen Modernität, das die zeichnerischen Gaben einiger außerordentlicher Könner begleitet, ist die purste Mischung aus Impotenz und Heuchelei. Es kommt im Lauf eines Jahres nicht selten vor, daß sich junge deutsche Autoren an mich mit Beiträgen wenden, die ihnen die freiesten Diener des deutschen Philisteriums, der Herausgeber der ‚Zukunft' und der Redakteur des ‚Simplicissimus', unter ausdrücklicher Anerkennung des künstlerischen Niveaus, aber mit dem Bedauern, daß es Rücksichten auf die Sittlichkeit gebe, abgelehnt haben. Ein in jeder Beziehung vortrefflicher Kenner der Langen'schen Verlegerseele hat mir einmal gesagt, der ‚Simplicissimus' habe es bloß deshalb auf die Klerikalen so scharf, weil er die Institution der Pfarrersköchinnen für unmoralisch halte; und ich erinnere mich noch des schönen Tages, da Lilienfron mir sein Gedicht »Die alte Hure im Heimatdorf« rezitierte und dessen Erscheinen im ‚Simplicissimus' in Aussicht stellte, und des andern schönen Tags, da es richtig unter dem Titel »Im Heimatdorf« im ‚Simplicissimus' erschien. Daß ein herzhafter Griff in Webers Demokritos oder in einen alten Band der ‚Fliegenden Blätter' ein Witzblatt frischer erhält, als der Abdruck der gesammelten Anekdoten des Herrn Roda Roda, hat die Redaktion des ‚Simplicissimus' endlich eingesehen und zu ihren sonstigen Tugenden auch die der literarischen Bescheidenheit gesellt. Noch scheint sie vor dem endgiltigen Verzicht auf das Raffinement einiger Mitarbeiter, die es durchaus mit der Psychologie und mit der Stimmungskunst halten wollen, zu zaudern; noch ist sie zum Rückzug in die Heimat der Schwipse

Urweib liegen die Urtriebe des Weibes offen zu Tage. Die Nibelungenarbeit eines Wiener Forschers, Freud's, hat nachgewiesen, daß auch in der scheinbar asexuellen Frau dieselben Triebe wirken, nur aus dem Tartarus des Unbewußten, wohin sie durch die Erziehung gedrängt werden. Man muß diese Triebe befreien, damit sie die Frauen nicht länger ins Unglück stürzen, anstatt sie selig zu machen. Das Mannweib ist kulturfeindlich und steril wie die Wüste Gobi. Das Kindweib ist an sich nicht weniger kulturfeindlich, aber es hat am Größten seinen Teil, was Menschengeist gebar. Danach ist die Frage des Vorworts zu beantworten, ob die Erziehung unseres Normalweibes die richtige Mitte hält: Die Richtung gehörte mehr halblinks. Man soll sich daran gewöhnen, der Hetäre ins Kindergesicht zu sehn. Das ist gut gegen Heuchelei und falsche Scham, die so sehr unsere Zeit verpesten, daß ein Fortschritt in der sexuellen Frage, insbesonders eine soziale Tat gegen die Geschlechtskrankheiten, vorläufig ausgeschlossen erscheint.

Avicenna.

* * *

Das Christentum demoralisiert und hemmt auf verschiedene Weise Männer und Frauen. Ibsen.

*

Ein Mädchen, das sich ihrem Freund nach Leib und Seele entdeckt, entdeckt die Heimlichkeiten des ganzen weiblichen Geschlechts; ein jedes Mädchen ist die Verwalterin der weiblichen Mysterien. Es gibt Stellen, wo Bauernmädchen aussehen wie die Königinnen, das gilt von Leib und Seele.

Lichtenberg.

Februar 1909

Das Ehrenkreuz

In Österreich gibt es für junge Mädchen, die sich dem Laster in die Arme werfen, eine Klimax der Strafbarkeit. Man unterscheidet Mädchen, die sich der unbefugten Ausübung der Prostitution schuldig machen, Mädchen, die fälschlich angeben, daß sie unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehen, und schließlich Mädchen, die zwar zur Ausübung der Prostitution, jedoch nicht zur Tragung eines Ehrenkreuzes befugt sind. Diese Einteilung wirkt auf den ersten Blick verwirrend, entspricht aber durchaus den tatsächlichen Verhältnissen. Ein Mädchen, das einem Detektiv bedenklich schien – nichts scheint einem Detektiv bedenklicher als ein Mädchen –, gab an, sie stehe unter sittenpolizeilicher Kontrolle. Sie hatte sich nur einen Scherz erlaubt; aber man ging der Sache nach. Da sich ihre Angabe als unrichtig herausstellte, wurde sie wegen unbefugter Ausübung der Prostitution in polizeiliche Untersuchung gezogen. Da sich aber auch dieser Verdacht als ungerechtfertigt erwies und sich demnach herausstellte, daß das Mädchen überhaupt keine Prostitution ausübe, so erhob die Staatsanwaltschaft die Anklage wegen

Falschmeldung. Das Mädchen hatte sich, wie es in der Anklage hieß, »gegenüber dem Detektiv eine soziale Stellung angemaßt, die ihr nicht zukam«. Sie trieb weder erlaubte noch unerlaubte Prostitution, sie war also eine Schwindlerin, und nur weil sie bei der Verhandlung auf die Frage des Richters, was sie sich dabei gedacht habe, die Antwort gab: »Nichts«, entging sie der Verurteilung. Um also zu rekapitulieren: Sie hatte behauptet, sie stehe unter sittenpolizeilicher Kontrolle. Weil dies eine Unwahrheit war, wurde sie unter dem Verdachte des unsittlichen Lebenswandels in Untersuchung gezogen. Sie konnte nun zwar beweisen, daß sie nicht unsittlich genug sei, um einen unsittlichen Lebenswandel zu führen, aber sie konnte doch wieder nicht beweisen, daß sie sittlich genug sei, um unter sittenpolizeilicher Kontrolle zu stehen. So blieb nichts übrig, als sie wegen Falschmeldung anzuklagen, wegen deren ja schließlich auch die Mörder in Österreich verurteilt werden, wenn man ihnen den Mord nicht beweisen kann. Jetzt gehen wir einen Schritt weiter. Wenn ein Mädchen zur Ausübung der Prostitution befugt ist, so könnte es vorkommen, daß sie es verschweigt und schwindelhafterweise angibt, sie sei zur Ausübung der Prostitution nicht befugt. Sie würde sich also einen unsittlichen Lebenswandel anmaßen, den sie nicht deshalb führt, weil sie dazu befugt ist, sondern den sie führt,

Nr. 303-304 (31. Mai 1910)

5

Das ist so allgemein bekannt . . .

Die Neue Freie Presse hat sich zum erstenmal in ihrem Leben dazu hinreißen lassen, auf einen Angriff zu reagieren. ~~Der~~ Abgeordnete ~~Viktor Adler~~ hatte von ihr gesagt, sie sei das energischeste und gefährlichste Regierungsblatt. Darauf brachte sie, am 28. April, eine Erklärung, die von so sprudelndem Witz und von so hinreißender Phantasie zeugt, daß sie von der ‚Fackel' nicht totgeschwiegen werden darf. Sie lautet:

(Die Neue Freie Presse ist ein vollständig unabhängiges Blatt, das in allen Fragen des öffentlichen Lebens seine gänzlich unbeeinflußbare Überzeugung zum Ausdruck bringt und vertritt. Das ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Es hat noch keine Regierung in Österreich und in der ganzen Monarchie gegeben, die das Recht gehabt hätte, der Neuen Freien Presse ihre Haltung vorzuschreiben. Die Neue Freie Presse ist nach bestem Gewissen bemüht, den öffentlichen Interessen und dem Publikum zu dienen, aber sonst niemandem. ~~Anmerkung der Redaktion.~~)

Die Neue Freie Presse hat mir mit dieser Erklärung, die sie an meinem Geburtstag erscheinen ließ, eine große Freude bereitet. Es heißt zwar wirklich Pauschalien in die Neue Freie Presse tragen, wollte man heute noch an ihrer Unbestechlichkeit zweifeln. Aber so ein offenes Wort nach jahrzehntelangem Schweigen tut wohl. Man wußte es ja schon längst, daß sie vollständig unbeeinflußbar sei, aber niemand hatte es ihr bisher nachweisen können, und jetzt sind die letzten Zweifel geschwunden. Man munkelt nicht mehr, sie sei ein hochanständiges Blatt, der Bann ist gebrochen und über Österreich hat sich nach diesen aufklärenden Worten eine so heitere Stimmung verbreitet, daß die Neue Freie Presse selbst sich über die Ruhe wunderte, mit der man überall dem Kometen entgegensah. Jetzt weiß sie den Grund. Der ganze Humor in der Kometennacht war nur ein Vorwand. Man war seit Wochen so gut aufgelegt, daß man einander in den Bauch stieß und »Schnipfer!« sagte, sobald einer im Kaffeehaus nur die Neue Freie Presse verlangte. Und der Satz: »Das ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, ein weiteres Wort darüber zu verlieren«, hat Flügel bekommen und wurde zum Refrain eines Lachkuplets in der Art, wie sie früher beliebt waren. Wenn einer jetzt zum Beispiel sagt: Ja, der Cook hat den Nordpol entdeckt, oder: Die Dokumente im Friedjung-Prozeß sind echt — so antwortet man nur mehr: Das ist so allgemein bekannt u. s. w. Der Satz schlägt jeden Gassen-

Königs und auf seinen persönlichen Wunsch« nicht nur sein Geburtsjahr und die Dauer seines Besuchs eintragen, sondern »wurde auch wie jeder Besucher im Beisein des Königs gewogen und sein Gewicht gewissenhaft zu den Besuchsdaten notiert.« Es war die Revanche für Marienbad ... Herr Doktor Ott fühlt, daß er sich »wohl etwas länger bei dieser seiner letzten persönlichen Zusammenkunft mit dem hohen Herrn aufgehalten« habe, doch glaubt er, »diesen seinen Fehler durch das Interesse, das diese kleine Skizze vielleicht in dem Kreise jener, die den König persönlich gekannt haben, erwecken dürfte, entschuldigen zu können«. Vorausgesetzt, daß die Leser der Neuen Freien Presse so fettleibig sind, daß sie diesen Satz nicht ohne asthmatische Beschwerden zu Ende lesen können, so war es gut, diese Erinnerung in Druck zu legen. Denn dann waren sie gewiß alle in Marienbad und sind dort dem König von England näher getreten. Wir haben ja auch tatsächlich in den letzten Sommern gehört, wie die Umgebung des Königs zu arbeiten hatte, um den Andrang der Leser der Neuen Freien Presse abzuwehren, und für sie vor allem ist der Bericht des Mannes bestimmt, der einen Freund, mehr als das, einen Patienten verloren hat und nur noch Trost in dem Gedanken findet, sich von nun an den »gewesenen außerordentlichen Leibarzt weiland des Königs Eduard von England« nennen zu können.

* * *

Ein Königswort

Das Neue Wiener Tagblatt schreibt:

» . . . Von dem Interesse des Prinzen von Wales an dem modernen Zeitungswesen zeugen auch die folgenden Sätze:

Die Erfahrung hat gezeigt, daß selbst bei Firmen von feststehendem Rufe und weltumfassenden Verbindungen die Versuche, das Annoncieren abzubrechen, von einer Herabminderung der vollzogenen Verkäufe gefolgt wurden . . .«

Somit läßt sich von dem neuen König das beste hoffen. Wenn jeder Akquisiteur eine so mannhafte Sprache führte, stünde es noch ganz anders um das Zeitungswesen. Freilich hat Georg von England nicht gesagt, wie er sich zum Kleinen Anzeiger stellt.

* * *

hauer, und als kürzlich in einem Nachtcafé ein Sänger weit das Maul aufriß, um das schlichte Volkslied »Das ist mein Freund, der Löbl« zu singen, ließ man ihn nicht, denn kaum hatte die Musik eingesetzt und er die Worte: »Das ist —« herausgebrüllt, da fiel der Chor der Besucher donnerähnlich ein: »Ja das ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, ein weiteres Wort darüber zu verlieren!«

* * *

Der Komet im Cottage

. . . . findet Mittwoch den 18. d. um 8 Uhr abends eine interessante Veranstaltung statt, die durch die Namen der Mitwirkenden und durch die Originalität der Zusammenstellung des Programms ungewöhnliches und berechtigtes Aufsehen erregen dürfte. Das Programm des Konzerts ist folgendes . . . . Nach dem Konzert wird auf der großen Terrasse angesichts des feenhaft beleuchteten Gartens das Souper serviert, während im Garten die Wiener Singakademie Volkslieder zum Vortrage bringt und aus der Ferne das Stiegler-Sextett der Hofoper die Waldhörner erklingen läßt. Vom anderen Ende des Gartens aus werden in den Zwischenpausen erstklassige Musikkapellen konzertieren. Während des Desserts und des schwarzen Kaffees werden auf der großen Wiese vor der Terrasse sowohl von Primaballerinnen des Hofopernballettkorps unter der Leitung und Mitwirkung des Mimikers der k. k. Hofoper, Karl Godlewski, als auch von exotischen Tänzerinnen Pantomimen und Tänze in neuen Kostümen vorgeführt. Hernach verlöschen die Lichter des Gartens und auf dem neuangelegten Teile des Türkenschanzparkes, gerade gegenüber der Speiseterrasse, angesichts des Wienerwaldes, beschließt ein reichhaltiges Feuerwerk den zweiten Teil des Programms. Nunmehr begeben sich die Gäste wieder in den als Wirtsstube verwandelten Saal, und während sie sich bei Würsteln, Gulasch, Bier und Wein gütlich tun, spielen und singen die »Grinzinger« ihre gemütlichen Lieder, unterbrochen von anscheinend improvisierten Vorträgen von . . ., denen sich andere bekannte Wiener Lieblinge anschließen. Kurz vor Mitternacht, zu welcher Zeit ja bekanntlich in dieser Nacht der Schweif des Halleyschen Kometen die Bahn der Erde berühren soll, hat man Gelegenheit, infolge der hohen und freien Lage des Gartens dieses Naturschauspiel wohl am besten zu beobachten. Für dieses Fest können infolge des beschränkten Raumes nur 260 Karten ausgegeben werden, die inklusive Konzert, Souper und Kabarett, dank dem Entgegenkommen der Künstler zum Preise von nur à 60 K berechnet werden konnten. (Überzahlungen werden dankend angenommen und separat quittiert.) Hundert Karten sind davon für die Patienten des Hauses . . . .

Was? Für die Patienten des Hauses? Ja, ist denn die ekelhafte Jahrmarktsreklame, die Kunst und Würstel und Gulasch und den Kometen verschlingt, nicht von einem Gastwirt ausgegangen? O doch, von dem Besitzer des Cottage-Sanatoriums, seit dessen Etablierung der Zusammenhang zwischen Medizin und Wirtsgeschäft auch von den gläubigsten Verehrern der Wissenschaft nicht mehr bestritten wird. Von dem Besitzer jenes Sanatoriums, das von den überzeugten Anhängern der Gastwirtegenossenschaft und den Freunden des Hoteliergremiums als ein Fleck auf der Standesehre empfunden wird. Denn sie finden die Verquickung der Probleme »Wo ißt und trinkt man gut?«, »Wo gibt's an guten Tropfen und a Hetz?« mit medizinischen Vorwänden unerträglich, und sie betrachten die Vermengung kultureller Werte wie »Speisen und Getränke erstklassig, Bäder im Hause, Lift«, »Täglich Doppelkonzert mit Gesang, Omnibusverkehr die ganze Nacht« mit einer Behandlung durch den Professor Noorden als eine maßlose Kompromittierung ihrer Bestrebungen. Wenn nicht die ‚Fackel' jener Frechheit ein Ende gesetzt hätte, die eine Patientenliste allwöchentlich in der Neuen Freien Presse inserierte, die Ärztekammer hätte die Fremdlinge aus Baku und Tiflis, die sich vertrauensvoll in die Hände der Herren Noorden, Urbantschitsch u. s. w. begaben, gegen so dreiste Verletzung der Schweigepflicht nicht geschützt. Und wenn jetzt nicht die Praterwirte gegen die Schmutzkonkurrenz aufstehen und wenn nicht der Wolf in Gersthof gegen den Urbantschitsch im Cottage vorgeht, so wird sich das abscheuliche Unding eines Kabarettsanatoriums noch öfter unseren Blicken aufdrängen. Der ganze Wiener Jourgestank von Humanität und Streberei, der uns so oft aus der Hauptallee entgegenweht, dieses ganze fesche Samaritertum, das zwischen Tuberkulose und Tombola seinen Namen in die Zeitung bringt und unter Umständen sogar bereit ist dafür zu sorgen, daß »die Kunst sich in den Dienst der Wohltätigkeit stellt«, dieses ganze Gekrieche zwischen Spitalsbajazzos und Spitzen der Gesellschaft — hier hat es einmal zu einer entscheidenden Probe ausgeholt auf die Langmut der Enterbten solchen Glückes. Denn es hatte den infamen Geschmack, die Überraschungen der Kometennacht in seinen Juxbasar einzubeziehen. Daß wohltätiger Unfug, der die Nachtruhe stört und noch die Leser der Morgenblätter belästigt, sich zu Gunsten einer Heilanstalt abspielt, davon hat man schon gehört. Aber daß er sich in einer Heilanstalt

№ 324-325 (27 Juni 1911)

Tagblatt dem Adalbert Stifter die Ehre des folgenden Satzes widerfahren:

Dieses kleine Buch von den Wienern hat keiner geschrieben, dessen Stamm tief im Donauufer wurzelt, keiner, der die Kraft und den Mut hatte, die Totalität einer Stadt, ihre ganze soziale und künstlerische Unendlichkeit, restlos in sich aufzunehmen. Kein Rudolf Hans Bartsch und kein Emile Zola. Aber doch ein Dichter. Adalbert Stifter hat ....

Er mag sich trösten, und wenn er sogar, wie der Kritiker ferner meint, an die Meister des Wiener Feuilletons nicht heranreicht, so ist er doch ein Dichter. Shakespeare hat noch keinen Tröster gefunden. In einer Zeit, wo so viele Personen im »Medardus« vorkommen, wäre es wohl anständig, ihm zu sagen, daß er doch ein Dramatiker ist. Um aber auf besagten Bartsch zurückzukommen, so glaube ich, daß zwölf aus der Steiermark auf ein Dutzend gehen.

* * *

Ein Satz

des Herrn Paul Goldmann:

Man kann den zweiten Teil des »Faust« wohl nur so verstehen, daß Faust, der im ersten Teil das Glück vergebens im Genießen gesucht hat, es nun im zweiten Teil durch Handeln zu finden sich bemüht, bis ihm endlich die tiefe Wahrheit aufgeht, daß das Genießen nicht zum Glücke führt und daß das Handeln zwar dem Glücke näher, aber doch auch nicht ans Ziel bringt, weil eben dieses ersehnte Ziel des Glückes überhaupt unerreichbar ist, weil der Mensch immer nur nach Glück zu streben, niemals glücklich zu werden oder vielmehr es nur dann zu werden vermag, wenn er, indem er durch tüchtiges Handeln glücklich zu werden strebt, bereits im Streben nach dem Glück das Glück findet.

Der Worte sind genug gewechselt — nichts zu handeln? Weil man, wenn man, indem man so etwas liest, unwillkürlich ins Genießen kommt, nicht genug bekommen kann, so besteht das Glück darin, daß man bloß danach strebt, es zu Ende zu lesen und bereits im Streben nach dem Ende das Ende findet, was aber vor allem für die Leute gilt, die nicht viel Zeit haben, weil sie, wenn sie, indem sie durch tüchtiges Handeln glücklich zu werden verstehen, Geschäftsleute sind, etwas besseres zu tun haben, während der Mensch, was kommt arm auf der Welt, ist besser man hackt ihm gleich den Kopf ab.

* * *

hatte, einen auszuspielen, der mindestens solcher Unkraft nicht fähig ist, schien mir nützlich. Mein Mißtrauen aber gegen ein Schrifttum, das Kraft gewinnt, wenn es statt »Blut ist kein Wasser« »Bluet ist kein Wasser« sagt, war vorhanden. Nun habe ich die Parallelstellen gelesen. Auch eine Zeile kann genügen, um zu erkennen, daß Tirol zwar einen Andreas Hofer, aber keinen Gerhart Hauptmann hervorgebracht hat. Es ist mein Glaube, daß es die Heimat ist, was wie Kunst aussieht. Von Plagiat keine Spur. Aber der Autor von »Glaube und Heimat« gibt zu, daß er die dramatische Anweisung geschrieben hat: »Haut in wild auflodern-dem Heimatsweh die Axt mit einem wuchtigen Hieb u. s. w.« Das genügt mir. Was der Dialekt nicht besorgt, muß die Randbemerkung besorgen. Ein Dichter würde sagen: »Haut die Axt mit einem wuchtigen Hieb u. s. w.« und das wild auflodernde Heimatsweh durch die Gestalt beweisen. Der Heimatsdichter setzt den Glauben voraus.

* * *

Distanzen

Der Bartsch, der mit Vorliebe im Neuen Wiener Tagblatt laicht, hat schon deshalb seine Feinschmecker, weil man an die Karpfen, die dort vorkommen, allzulange gewöhnt ist. Ich kann mir aber nicht helfen, mir erscheint Graz für dichterische Keime noch ungeeigneter als Linz, von Wien nicht zu reden und ganz abgesehen davon, daß ich neuestens sogar gegen Innsbruck mißtrauisch bin. Um aber auf besagten Bartsch zurückzukommen, so glaube ich, daß er zu jenen österreichischen Autoren gehört, die ihren Ruhm der Notwendigkeit verdanken, daß Österreich wieder einen Dichter hat, und die entweder an ihrer Geburt sterben oder ihren Tod nicht überleben. Nun, man wird doch da sehen — heißt es in den Stücken jener »Budapester Orpheumgesellschaft«, die nicht nur in den Leistungen der Herren Eisenbach und Rott das einzige reelle Theatervergnügen bietet, das Wien nach Girardi heute zu bieten hat, sondern die auch als das einzige künstlerische Abbild einer Kulturformation, welches heute auf einem Podium gezeigt wird, mit allem Unflat alles überbietet, was die Theater- oder Taschenspielerei der Berger und Reinhardt imstande ist. Um aber auf besagten Bartsch zurückzukommen, so ist kürzlich im Neuen Wiener

haben wir uns entschlossen, an jeden Interessenten, der seine volle Adresse (Name und Beruf) angibt, ein Stück gratis und franko abzugeben...

Die Plastik dieser Vorstellung ist atemraubend. Alle sehen sie jetzt so aus, als ob sie bezogen hätten, die Herren auf dem Korso, im Parkett und überall wo Lebensfreude ist. Dazu tritt die Gewißheit, daß die Firma, wenn sie noch etwas mehr Geld springen läßt, die namentliche Anführung jedes der zehntausend entzückten Empfänger an jener Stelle, wo sie sonst kondolieren durften, durchsetzen kann. Denn vorne macht sich ja nur darum die Sittlichkeit breit, weil die Pachtung dieser Rubriken den Gummifirmen zu teuer käme. Aber es mag ihnen genügen, sich auch hinten den intelligenten Schichten des Publikums verständlich machen zu können und sie für den Verlust der Mona Lisa auf die passendste Art zu entschädigen... Wenn sie so ihre Andacht verrichten — die einzige, deren sie noch fähig sind — in diesem einzigen Augenblick, wo ihre Intelligenz ausgeschaltet ist — in ihres Betts blutschänderischen Freuden, da, wo der Gummikönig sich zum Gebete kniet — ich wäre der Hamlet, kurzen Prozeß zu machen!

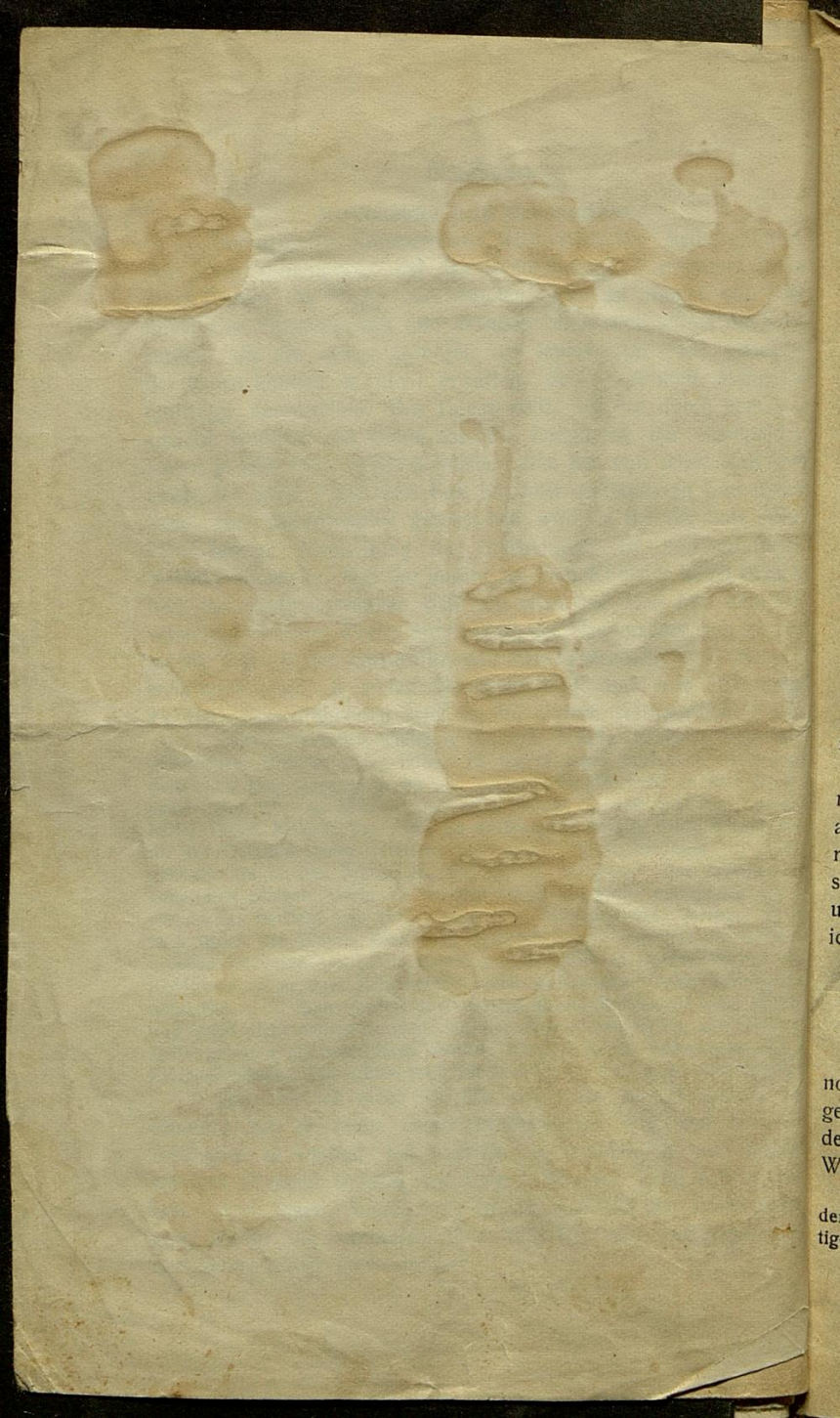
* * *

1911

Der kleine Brockhaus

Wo wird die Mutter sein, die uns Erwachsenen die Stirn hält, wenn wir einmal die ganze Bildung von uns geben! Was mir dort im Leben widersteht, nehme ich in meinen Traum herüber, und da hatte ich kürzlich etwas Fieber und dachte, jetzt, ach, jetzt müßte ich den kleinen Brockhaus brechen. Ich befreie mich in diesen Übergängen vom Wissen zum Vergessen, wo Gottes Finger mir im Halse steckt, und sein Auge ist in jedem dieser Gesichter, die nachsehen kommen, ob wir schon schlafen: sie erstrahlen, wenn wir zu wissen aufhören, und erlöschen, wenn wir zu träumen beginnen. Eine Drucksorte war meiner Hand entsunken, auf der stand, daß der kleine Brockhaus 1911, Preis jedes Bandes 12 M., soeben erschienen sei. Wie nun noch aufhören, zu wissen? Die Bildung besteht aus 2100 Textseiten, 80.000 Stichwörtern, 168 Beilagen, 4500 Abbildungen, 128 Tafeln, 431 Land- und Situationskarten, der Preis ist niedrig für das unermeßliche Kapital an Aufklärung, das der Erwerber gewinnt, elegant in Halbleder,

Unterzeichneter bestellt hiermit, in monatlichen Raten, das Nichtgewünschte bitte zu durchstreichen. Wie groß ist doch die Welt, wenn sie nur bietet, was auf dieser Musterkarte Platz hat. Siehe, da war die Behrsche Einschienenbahn zwischen Listowel und Ballybunnion und die Statue des Augustus, die Reibungs-Elektrisiermaschine und Raphaels Papst Julius II., der Lastenzug für die deutschen Kolonien mit 40—50 pferd. Spiritusmotor und das Kapitol in Washington, und alles andere. Mit einem Wort: der kleine Brockhaus ist ›der Phönix unter allen Nachschlagewerken‹. Und wer ihn auswendig gelernt hat, dem könnte kein besserer Satz gelingen, um ihn zu bezeichnen. Und alle brauchen ihn. ›Der Beamte in seinem Büro oder am Schalter, der Gelehrte zwischen seinen Büchern, der Kaufmann an seinem Pult und im Verkehr mit der Kundschaft, der strebsame Angestellte hinter dem Ladentisch und das Fräulein an der Schreibmaschine, der Lehrer unter den fragenden Schülern, der Landwirt, der die Zeitung liest, und der Reisende, der sich nicht verblüffen lassen will, jedermann braucht den kleinen Brockhaus . . .‹ Wie durch die hohle Gasse ziehen sie alle ihres Weges fort an ihr Geschäft und meines ist der Mord. Aber sind sie nicht alle ein- und derselbe? Verschmelzen sie nicht zwischen Büro und Zeitung zu dem einzigen Typus, der nachschlägt, weil er sich nicht verblüffen lassen will, und der verblüfft, weil er nachschlagen kann? Oh, wie schlecht ist mir von all dem. Ein Phönix! Ich lasse mich nicht verblüffen, ich schlage nach, das ist der Sonnenvogel, ein fabelhafter ägyptischer Wundervogel, der 500 Jahre leben, dann auf einem von ihm selbst bereiteten Lager sich verbrennen und aus seiner Asche verjüngt wieder . . . ›Daher ist sein Platz an der Seite jedes arbeitsamen Menschen, der den Anforderungen seines Berufes gerecht werden will und kein beschämenderes Wort kennt als das Eingeständnis: ‚Das weiß ich nicht'.‹ — — Ich schäme mich zu schlafen, seitdem ich diesen Satz gelesen habe. Denn sie fangen jetzt an, schon zu wissen, wie man zu träumen hat. Und es gibt nicht Nacht mehr und Nebel, nicht Schleier noch Schatten. Und ich schäme mich zu sterben, seitdem ich diesen Satz gelesen habe. Denn ein Reisender, der sich nicht verblüffen lassen will, wird sich über mich neigen und mir die Augen aufreißen.



№ 341–342 (27. Januar 1912)

Und vielleicht erlebe ich noch

ein neues Jahr, bei dessen Anbruch die folgenden Dinge sich nicht zugetragen haben:

. . . und es kostete alle Mühe, ein Zusammenfluten der beiden geteilten Lager zu verhindern, dies umso mehr, als sich in diesen Andrang nur zweifelhafte Elemente, die leicht zu Exzessen neigten, hineingewagt hatten. Während beim Einzuge in die Stadt der Bummel in den Straßen sich fast ruhig und geräuschlos vollzog, begann es um 3/4 12 Uhr in weitem Umkreis um den Stephansplatz laut und lärmend zu werden. Meist waren es halbwüchsige Burschen und fragwürdige Gestalten von der Peripherie der Stadt, die jetzt den Ton angaben.

Bitte, nichts mehr davon!

Mit anerkennenswerter Ruhe und einer nachsichtigen Milde hatte die Polizei ihre Pflicht getan, und die Sylvesterlaune, soweit diese die Grenzen des Zulässigen nicht überschritten hatte, austoben lassen.

Bitte, nicht!

Wenn man davon absah, daß Gruppen von Burschen der Vorstadt einen Indianerkopfputz angelegt hatten und sich als »Indianer« wild gebärdeten, sah man fast gar keinen Mummenschanz auf der Straße. Einige Leute trugen trotz des schönen Wetters einen verbogenen Regenschirm, junge Paare zeigten ihre übermütige Stimmung, indem sie Tänze aufführten, dann sah man einen Schornsteinfeger, der Rosen feilbot, die ihm im dichtesten Gedränge aus den Händen gerissen wurden.

Bitte, nicht mehr sagen, daß es geschehen sei, aber auch nicht mehr sagen, daß es nicht geschehen sei! Sonst spring ich aus und ihr könnt dann sehen, wie ihr mit dem neuen Jahr ohne mich fertig werdet. Daß es die Nacht ist, in der der Hilfsarbeiter seine Saturnalien feiert, der Magistratsdiener dem Dionysos opfert und der Diurnist in der Kärntnerstraße Äonen abknutscht, weiß ich. Aber sprecht mir nicht mehr davon.

* * *

Schlichte Worte

Knapp vor dem Weltuntergang hat die Neue Freie Presse noch eine neue, glückliche Formel für das Wesen der Soireen gefunden. Gesetzt wird die Tatsache, daß sich morgen die Tochter des deutschen Botschafters mit einem Legationsrat vermählen wird. Was tut sich da?

Lange vor 9 Uhr fuhren Automobile und Equipagen vor dem Palais vor und hielten unter der Loggia. Damen in prächtigen Roben, Herren in glänzenden Uniformen und im ordens-

geschmückten Frack stiegen aus und vor dem Gittertor der Einfriedung drängte sich trotz des kalten Winterabends schaulustiges Publikum. An der Dienerschaft in Galalivree vorbei bewegte sich der ununterbrochene Zug der Gäste in die Empfangssalons, in denen der Botschafter und seine Gemahlin die Honneurs machten.

Das ist von schlichter Sachlichkeit und wirkt nach den impressionistischen Einbrüchen der letzten Jahrgänge, nach der Hinopferung des Besitzstandes der Hof- und Personalnachrichten an eine Platte von Beobachtern wie eine Errungenschaft. Wenn uns der Fasching nichts weiter vorbehält als Damen in prächtigen Roben und Herren in glänzenden Uniformen, wollen wir das Leben noch eine Weile mitmachen. Siehe, da trat der Wiener Männergesangverein an Botschafter Herrn v. Tschirschky mit dem Ersuchen heran, zur Feier des Abends mit einem heiteren Programm beitragen zu dürfen. »Herr v. Tschirschky hat gerne angenommen, und so war eine Elitesängerschar von etwa 50 Herren unter Führung des Obmannes . . .« Was geschah da?

Die Konversation, die ungezwungen in den Salons schwirrte, wurde durch die Vorträge der Wiener Meistersänger angenehm unterbrochen. . . . Nach dem gesanglichen Intermezzo wurde die Konversation wieder aufgenommen.

Und dann?

Um die Teetischchen sammelten sich kleine Gesellschaften und bis nach Mitternacht ertönte Lachen und Plaudern in den Salons.

Hier wird nicht mehr geschildert, was einer beobachtet hat, sondern hier verrät einer, was er weiß. Die Zeitung dient wieder dem Zweck. Wir wollen nicht, daß man uns etwas vormacht, sondern daß man uns informiert. Wie waren die Roben? Prächtig. Und die Uniformen? Glänzend. Und der Frack? Ordensgeschmückt. Der Winterabend hingegen? Oh, brr, man hätte keinen Hund . . . ~~Der Reporter beginnt wieder zu schwärmen . .~~ . Maul halten, wie war der Abend, nun . . . Kalt! Richtig. Das Publikum? Ja das ist nicht so einfach . . . Kscht, wie war das Publikum? . . . Schaulustig. Gut, weiter. Die Konversation? Ungezwungen . . . Das ist bisl zu wenig. Was tat sie? Sie, sie schwirrte. Richtig. Aber was ertönte? Lachen und Plaudern. Gut, ab! Und daß mir keiner von euch wieder daherkommt und eso und eso sagt, weil er nicht weiß, ob er eso oder eso sagen soll, wo doch die Sache ganz einfach eso ist und nicht eso.

* * *

dem Süden, von wo er nicht wieder lebend zurückkehren sollte. Er starb in Venedig am 13. Februar 1883, dem 13. Jahre seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.«

Wenn auch dies letzte schon kein Glück ist, so ist es doch ein Zusammenhang. Höchst sonderbar und seltsam in der Tat. Was ist der Mensch!

* * *

Urteilsbegründung: A Hur war's!

»(Milde Bestrafung eines Muttermörders.) Aus Mannheim, 23. d. M., wird uns gedrahtet: Das Schwurgericht verurteilte den 19jährigen Arbeiter Benzinger, der am 8. Dezember vorigen Jahres seine Mutter durch elf Messerstiche ermordete, weil sie einen leichtsinnigen Lebenswandel führte und er sie mit einem Liebsten überraschte, unter weitgehender Zubilligung mildernder Umstände zu zwei Jahren Gefängnis.«

* * *

Wiener Faschingsleben 1913

Unter dieser Devise, an leitender Stelle eines Wiener Abendblattes, dessen erste Seite die heitere Seite des Lebens vorstellt, während der Ernst der Politik mehr hinten kommt, habe ich, der am Schreibtisch verbrachten Nächte überdrüssig, gefunden, was ich gesucht habe. Ich stürz mich in den Strudel, Strudel hinein:

Ein kurzer Fasching, wie der heurige hat seinen eigenen Reiz. Man hat nicht Zeit, tanzmüde und blasiert zu werden, Vergleiche anzustellen und lange zu wählen. Im flottesten Dreivierteltakt eilt man von Genuß zu Genuß, man läßt mehr das Herz sprechen, das rascher entscheidet als die kühl berechnende Vernunft. Man amüsiert sich rasch und denkt nicht an morgen, denn es gilt, den kurzen Karnevalstraum rasch zu genießen, ehe der Aschermittwoch-Morgen dämmert und an den Ernst des Lebens mahnt. So kommt ein flotteres Tempo in diese ohnehin raschlebige Zeit, in der Nächte zu frohen Stunden werden und Wochen zu einem kurzen Taumel der Lust. — — — Man merkt dem Wiener Nachtleben schon die Kürze des Faschings an. Alles hat die Tendenz, sich gleichsam von vornherein für den späteren Ausfall zu entschädigen, rasch noch eine frohe Stunde und noch eine dem Leben abzuringen. — — — Die Wiener Hausgeister, die Gemütlichkeit und der Frohsinn, schwingen siegreich ihr Zepter, und nur, wenn hie und da noch eine Musikkapelle ein patriotisches Lied intoniert, denkt man der ernsten Tage, in welchen wir leben. Aber das ist nur ein Augenblick, dann läßt man wieder froh die Gläser klingen: »Ein Prosit der Gemütlichkeit!« Wer's nicht glaubt, der sehe einmal mit eigenen Augen nach, der begleite uns auf einer kleinen Rundfahrt durch das fidele Wien bei Nacht von heute oder er wähle selbst und empfinde die Qual der Wahl unter diesen gleich empfehlenswerten Adressen, die unter dem Titel »Wiener Faschingsleben« im Inseratenteil unseres heutigen Blattes zusammengefaßt sind.

362-369 / 5. 2. 1913

. . . . Wer vom Sophiensaal oder aus der Stadt auf den Ring kommt, wird nicht widerstehen können, Dobners musterhaft vornehm geleitetem Café Stadtpark einem Besuch abzustatten. Wer seinen Weg über den Franzensring nimmt und insbesondere, wer vom Burgtheater kommt, wird nicht versäumen, in's Künstlercafé einen Abstecher zu machen. Besucher der Hofoper können am einladenden Café Fenstergucker (Scheidl) nicht vorbeikommen, ohne hier eine Erfrischung zu nehmen. Wer den Alsergrund zu durchqueren hat, dem seien das eben renovierte gemütliche Café Maria Theresia und das gegenüber der Volksoper gelegene renommierte Café Hofstötter bestens als Ruhe- und Erfrischungsstationen empfohlen. Freunde eines guten Tropfens und kreuzfideler Stimmung werden die Residenz-Weinstube in der Annagasse zu finden wissen sowie Gourmands in Mariahilf und in der Stadt sicherlich in das Restaurant Leber (Deierl) gehen werden. Aus dem Lustspieltheater, Zirkus Busch-Varieté, Carl-Theater, Intimen Theater geht man selbstverständlich in das Admiral-Café (Rosner) im Lloydhof (Praterstraße). Besucher des Strauß-Theaters finden von selbst das renommierte bürgerliche Restaurant »zum roten Rößl« in der Favoritenstraße. Reich genug ist die Auswahl fürwahr, und wer es versucht, diese Rundfahrt zu machen, wird überall auf seine Rechnung kommen, Denn es ist ein kurzer aber eben darum doppelt lustiger Fasching, der von 1913!

Ich bin dabei, ich mache mit, ich will mehr das Herz sprechen lassen. Rasch den kurzen Karnevalstraum genossen und hinein zum Dobner. Ich wollte widerstehen, aber es ging nicht. Ich kann nur sagen, es war toll. Vornehm geleitet, aber toll. Nun war ich nicht mehr zu halten. Man denke: durch fünfzehn Jahre ausgehungert! Nun eilte ich im flottesten Dreivierteltakt von Genuß zu Genuß. Was sage ich, eilte: ich taumelte. Die kühl berechnende Vernunft sagte mir: Geh nach Hause, Alterchen. Ich aber ließ mehr das Herz sprechen und versäumte deshalb nicht, ins Künstlercafé einen Abstecher zu machen. Dort waren lauter Künstler. Ein augustisches Zeitalter schien angebrochen. Schon aber dämmerte auch der Aschermittwoch-Morgen und mahnte an den Ernst des Lebens. Ja, Schnecken! Eheu fugaces, Postume, Postume! Drahma um! Wer wird an morgen denken? Ich zog weiter. Nur die Qual der Wahl trübte mir das bacchantische Glück, weshalb ich einen Wachmann fragte, wo hier die Wiener Hausgeister siegreich ihr Zepter schwingen. Er sagte: Gleich rechts um die Ecke, dann links, im Café Hofstötter. Nachdem ich den Alsergrund durchquert hatte, was an und für sich schon eine Hetz ist, wußte ich in kreuzfideler Stimmung die Residenz-Weinstube zu finden. Hierauf wollte ich am Café Scheidl

vorbeikommen, ohne eine Erfrischung zu nehmen. Das war aber leichter gedacht als ausgeführt. Ich konnte einfach nicht vorbei, ich mußte hinein. Dort ging es drunter und drüber, das fröhliche Treiben erreichte seinen Höhepunkt, und auch ich nahm eine Melange und hierauf eine Erfrischung. Gourmands in Mariahilf, sagte ich mir, gehn jetzt natürlich zum Deierl. Ich sage nichts als: Evoë! Mein Gang war beschwingt, als ich wieder auf die Straße kam, und nun wollte ich in das renommierte bürgerliche Restaurant zum roten Rößl. Ich fragte einen Wachmann, wo es sei, der aber antwortete: Das finden S' von selbst! Tatsächlich fand ich es von selbst. Ich verbrachte dort eine tolle Stunde. Ein Passant, der später des Weges kam, fragte mich, ob ich noch ins Admiralcafé gehe. Selbstverständlich, sagte ich und ging ins Admiralcafé (Rosner). Es war das im Lloydhof (Praterstraße) und hier war des Jubels kein Ende. Alle Besucher aus dem Lustspieltheater, Zirkus Busch-Variété, Carltheater und Intimen Theater hatten sich eingefunden. Die Leute standen Kopf an Kopf und nur mit Mühe konnte ich mir ein Plätzchen erobern. Was hier geboten wurde, überstieg alles. Man hatte nicht Zeit, blasiert zu werden. Ich beschloß, hier zu bleiben, in der Hoffnung, daß nunmehr auch ein flotteres Tempo in diese ohnehin raschlebige Zeit kommen werde, um Nächte zu Stunden und Wochen zu einem kurzen Taumel der Lust zu wandeln. Als ich wieder auf die Straße trat, traf ich einen Wachmann, fragte ihn, wo man hier noch eine frohe Stunde und noch eine dem Leben abringen könne. Denn der Fasching sei kurz. Und man wolle sich eben für den späteren Ausfall entschädigen. Der Wachmann sah mich an und sagte: »Waren S' schon im Admiralcafé?« Ich sagte: »Selbstverständlich«. »Gehn's zum Dobner!« »War ich schon.« »Gehn's zum Deierl!« »War ich auch schon.« »Gehn's zum roten Rößl, dös finden S' von selbst!« »War ich schon.« »Laßn S' das Herz sprechen und gehn's zum Scheidl!« »Kenn ich auch schon.« »Ja, was wollen's denn nacher haben? Wenn einer eh schon alls mitg'macht hat und is noch nicht zufrieden —! Mirkwirdik san die Menschen!« Ich torkelte nach Hause. Am nächsten Tag stand ich mit einem fürchterlichen Katzenjammer auf. Ein Freund suchte mich zu überreden, mit ihm ins Café Stadtpark zu gehen. Ich widerstand. Er sagte, ich sei blasiert.

Notizen

Prag, im Palace-Saal, am 6. Januar:

I. Nestroy: Szenen aus »Die beiden Nachtwandler oder: Di Notwendige und das Überflüssige« II. Untergang der Welt durc schwarze Magie (aus S. 6—11, 18—23) / Man muß die Leute ausreden lassen; Durch Bahr zur Suffragette geworden; Auf der Suche nac Fremden; Ich pfeife auf den Text; Petite chronique scandaleu III. Harakiri und Feuilleton (mit Vorwort). — Zugaben: Beim Anblic einer sonderbaren Parte; Der Deutlichkeit halber; Interview mit eine sterbenden Kind; Ich rufe die Rettungsgesellschaft; Wahrung berechtigte Interessen.

Wie überall, auch hier Pendants:

‚Prager Tagblatt' (8. Januar):

Ein übervoller Saal; auf den Sitzen elegantes Damenpublikum, längs der Wände, Kopf an Kopf, in enggeschlossenen Reihen junge und ältere Männer, Studenten, Künstler, Schriftsteller, Kaufleute. An der Kassa und in der Garderobe ein fürchterliches Gedränge; an zweihundert Personen, die Karten verlangen, müssen abgewiesen werden. Dies das äußere Bild des vorgestrigen Kraus-Abends, des vierten seit zwei Jahren. Und wenn auch nur ein Zehntel von all diesen, die sich um Kraus drängten, nicht nur den Polemiker sondern den Künstler suchten, so wars doch ein Erfolg für das intellektuelle Prag, das einem der meistgehaßten und schlechtest verstandenen Schriftsteller ein solches Aufgebot ins Haus schicken konnte.

Kraus mag in diesen Jahren der Reife des Bewußtseins froh werden, daß sich in seinem Zeichen die Gegner banalen Rationalismus', ungeistiger Bildung und wichtigtuenden »Fortschritts« sammeln. Der Mann, dem ein Satz gelingt wie: »Es ist so furchtbar schwer, sich mit Leuten, die ihre fünf Sinne beisammen haben, zu verständigen«, dieser Mann hat nicht nur den Ruhm, daß seine Sätze mit die erfreuendsten sind, die heute im deutschen Sprachbereich geschrieben werden, sondern auch das Verdienst, daß er die wirklich höchsten Güter des absoluten Geistes vor platt-vernünftigem Zugriff schützt. Daß er bei dieser Arbeit wütend wurde, war seine Pflicht; daß der Grimm seine Muse ward, ist nur natürlich in einer Zeit, an deren Webstuhl der Komödiant mit dem Bildungsphilister in grinsender Gemeinschaft sitzt. Und je schäbiger und schmutziger die Instinkte werden, je mehr sich die Grenzen zwischen Erlebtem und Erlerntem, zwischen dem Geist und der Materie, zwischen Kunst und Technik, Dichtung und Literatentum verwischen, desto heller hebt sich ein Temperament hervor, das an sinnfälligen Beispielen diese Entwicklung klarmacht, mit den Füßen in der Polemik steht, mit dem Scheitel in die Metaphysik ragt.

Mit seiner klaren, klangvollen Stimme las Kraus aus Nestroy, las er aus seinen Glossen und Satiren, den Dialog »Harakiri« und, als endloser Beifall ihn zu immer noch Weiterem nötigte, die Anklagen gegen eine Gesellschaft, die mit erheuchelter Gemütlichkeit die furcht-

Sterben ist nichts; doch leben und nichts hören, das ist ein Unglück! Aber wer hat persönliche Erinnerungen außer Münz? Man sucht und findet.

Baron Hans Reitzes v. Marienwerth, der dem verstorbenen König freundschaftlich nahestand, machte einem unserer Redakteure folgende fesselnde Mitteilungen:

Das Wesentliche daraus:

In den Prunksälen des Königspalastes durfte nicht geraucht werden. . . .

Der König war ein Liebhaber des Wiener Kaffees und des »Guglhupf«, den er sich jedesmal eigens vorher bestellte; bei Demel war König Georg häufig Gast. . . .

. . . . Politische Gespräche mied der König, doch sprach er beispielsweise öfter von seinem nun erfüllten Bestreben, in den Besitz Kretas zu gelangen.

Der König ahnte wohl nicht sein Ende durch Mörderhand . . . .

Auch Reitzes ahnte es nicht, sonst hätte er seinen Freund rechtzeitig aufmerksam gemacht. Reitzes war so völlig ahnungslos, daß er es sogar erst später als der König selbst erfuhr. Um 10 Uhr abends wußte Reitzes noch nicht, daß er schon so bald in der Lage sein werde, persönliche Erinnerungen an den König von Griechenland zu haben. Ach, alles in dieser hastigen Zeit kommt überraschend. Das einzige, was man wissen kann und sogar früher weiß, als es ein König weiß, ist, daß man plötzlich geadelt werden wird. Aber an den Zeitgenossen ist es dann, über den jähen Wechsel des Glückes zu staunen und die Hände über dem Kopf in den Ruf auszubrechen: Heute Kohn, morgen Baron!

* * *

So ist es

Die Sachs ist tot — die Urania lebt. Verschafft jedem die Bildung, die er haben will. Die Nachbarn sind nicht entrüstet, die Polizei hat nichts dagegen. (Vielleicht auch nur, weil die Urania hohe Protektion hat.) Neulich gings bei ihr her! »Die Zeitung von einst und jetzt« wurde aufgeführt. Und keiner rief: »Das is nicht mehr pervers, das is schon Schweinerei!« Aber ein Satz wurde gesprochen, der sein Geld wert war:

Im allgemeinen ist Wien kein übermäßig fruchtbarer Boden für Zeitungsgründungen. Die Wiener Tagesblätter dürfen nicht gezählt, sondern sie müssen gewogen werden.

Nie ist im Salon des jedermann zugänglichen Wissens eine nacktere Wahrheit gezeigt worden. »So ist es!«, rief ein

Viktualienhändler und kaufte sich sofort um fünf Kreuzer die sechs Kilo schwere Osternummer des Neuen Wiener Tagblatts, die ihn für sieben Wochen mit Packpapier versorgt. Nie wurde — nicht in vierzehn Jahren der Fackel — das Grauen des Wiener Geisteslebens mit schlichteren Worten ausgedrückt. Sie wollen weniger gelesen und lieber mehr gewogen sein!

* * *

Pfleget den Fremdenverkehr

(Lesestücke über den Fremdenverkehr.) Auf Anregung des Ministeriums für Kultus und Unterricht veranstaltete der Landesverband für Fremdenverkehr in Wien und Nieder-Österreich im Juni 1912 ein Preisausschreiben für die besten, zur Aufnahme in die Lesebücher der Volks- und Bürgerschulen geeigneten Lesestücke, welche in anziehender Form der Schuljugend die Bedeutung des Fremdenverkehres für die Allgemeinheit darlegen und geeignet erscheinen, die Jugend in Dorf und Stadt zu freundlichem Entgegenkommen den Fremden gegenüber zu erziehen. An der Preisausschreibung konnten alle in Nieder-Österreich ansässigen, zur Lehrtätigkeit an öffentlichen Schulen befugten Personen beiderlei Geschlechtes teilnehmen. Es wurden zuerkannt: erster Preis (100 Kronen in bar nebst einer Plakette): dem Volksschuldirektor in Loosdorf bei Melk Alexander Ohm-Januschovski Ritter von Wischehrad für das Lesestück »Ein Goldstrom«; zweiter Preis (50 Kronen in bar nebst einer Plakette): dem Lehrer in Gföhl Adolf Goldnagel für das Lesestück »Der Fremdenverkehr«; dritter Preis (ein Landschaftsbild): der Volkschullehrerin in Perchtoldsdorf Else John für das Lesestück »Pfleget den Fremdenverkehr«. Außerdem wurden mehrere Arbeiten zur Aufnahme in die »Mitteilungen des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Wien und Nieder-Österreich« empfohlen.

Die wir heute unter dem Fluch, im Zeichen des Fremdenverkehrs zu stehen, vorzeitig altern, können uns manchmal noch vor der Wichtigkeit des Hotelportiers in ein Logis der Erinnerung retten. Dann dringt, nicht greifbarer als ein Sonnenstrahl im Staub, ein Tanz von Stimmen, Farben und Gerüchen ein, ein toter Tag schlägt seine Augen auf, und wir ertappen uns beim Einsagen, beim Zuspätkommen, beim Nachsitzen. Wir memorieren Lesestücke, sie waren von Pfeffel, Hölty, Kopisch und vor allem von Hey, und ferne klingt es wie: Bei einem Wirte wundermild, und: Hinaus in die Ferne ... Und dennoch, es galt nicht dem Fremdenverkehr.

Was wird euch Kindern der Zeit nach dreißig Jahren durch den Traum ziehen? Das Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt, wird längst zu Zeitungspapier verdorrt sein, aber eine Welle des Lebensfrühlings trägt euch die Mahnung zu: »Pfleget den Fremdenverkehr!« . . . Und wisset ihr auch, wer der wackere Fremdling war? fragte der Lehrer. Wir wissen es, antworteten die Schüler. Es war Pierpont Morgan. Und nicht mehr hieß es: »Gebet den Armen!«, sondern: »Nehmet vom Reichen!« Und die Klasse sang:

A a a, der Fremde der ist da.
Die stieren Zeiten sind vergangen,
Der Fremdenverkehr hat angefangen,
A a a, der Fremde der ist da.

E e e, Euer Gnaden wissen eh.
Fesch das Zeugl, fesch die Madeln,
Gstellt vom Kopf bis zu die Wadeln,
E e e, Euer Gnaden wissen eh.

I i i, wir wurzen wie noch nie.
Seids net fad, ruckts aus mit die Maxen,
Reiß'n ma aus der Welt a Haxen,
I i i, wir wurzen wie noch nie.

O o o, wie sind die Wiener froh.
Mir werns euch schon einigeigen,
Laßts euch das Wiener Blut nur zeigen,
O o o, wie sind die Wiener froh.

U u u, nun hat die Seel' a Ruh.
Wien ist und bleibt die Stadt der Lieder,
Bitte beehren uns bald wieder,
U u u, nun hat die Seel' a Ruh.

So merkten sie sich die Vokale. Und nur so ergab sich: Austria erit in orbe ultima. Denn nur ein Volk, das es versteht, in seine Idylle hineinzutölpeln, erträgt einen staatlichen Reformeifer, der die Kinder des Landes zu Lohndienern erziehen möchte. Und nur ein Volk, das den Unterschied der Geschlechter durch die Merkmale des Blitzens und des Wurzens ein für allemal festgelegt hat, erträgt den schamlosen Witz, der Kinderseelen für die Zwecke einer tollgewordenen Volkswirtschaft präpariert und in den Kindermund Mitteilungen des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Wien und Nieder-Österreich stopft. Und nur eine Tradition, die es für ihre letzte Lebensbedingung hält, ihre Basalte den Fremden zu apportieren, versinkt nicht in Grund und Boden bei der

Vorstellung, daß der Staat aus der Schnorrerei einen Unterrichtsgegenstand macht. Eine Staats- und Volksfaulheit, die nicht das geringste dazu tut, um den Einheimischen das Leben erträglich zu gestalten, fiebert seit Jahren in Sehnsucht, Fremde zu entzücken. Das von Feuilletonisten viel berufene »österreichische Antlitz« ist die Visage eines schwitzenden Hoteliers, der überall selbst Hand anlegt, sich unaufhörlich vor leeren Tischen verbeugt und Leben in die Bude bringt, indem er die Kaisersemmeln untereinander auswechselt. Die Kellner warten mit Hangerl und Bangerl der Entwicklung, und ihrer zwölf kommen auf einen Fremden. Darum bleibt er vom Mahle fern, nach dessen Beendigung es ihm doch geschehen könnte, daß ihm die zwölf auf die Gasse nachstürzen und ihn an eine nicht angesagte Semmel erinnern. Nachdem dies geschehen ist, ruft ihm noch der Hotelier nach, daß er den Lift im Hause und beileibe nicht daneben habe. Mit solcher Erlebnisfülle vermag das Bewußtsein, daß die Volksschüler des Landes gut präpariert sind, kaum zu versöhnen. Die Kinder sollen dazu abgerichtet werden, die Verdrießlichkeiten wegen schlechter Gasthofsitten, zuspätkommender und verschweinter Züge, teurer Automobile und elender Telephone auch ihrerseits durch Zudringlichkeit wettzumachen. Denn mir ham halt die Alpen. Die Schweizer haben schließlich auch eine Gegend und sind ein einig Volk von Hoteliers geworden, aber Wilhelm Tell hätte die Zumutung Geßlers, auf den Kopf seines Kindes Lesestücke über den Fremdenverkehr loszulassen, glatt abgelehnt. Kein Staat Europas läßt sich wegen des Fremdenverkehrs so graue Haare wachsen wie Österreich, jeder erwartet geduldig und ohne Aufregung, was der Sommer bringt. Man ist in England, Frankreich und Deutschland noch immer der Ansicht, daß es wichtiger ist, für die Einheimischen als für die Fremden zu sorgen, weil nämlich die Fremden von selbst kommen, wenn für die Einheimischen gesorgt ist. Nur am Kraterrand stehen Banditen, die einige Lire dafür verlangen, daß sie sie in Lava eintunken, und nur Völker, die auf einem Vulkan tanzen können, haben noch die Geistesgegenwart, dafür Entree einzuheben. Mögen die Europäer, die für Österreich Fremde sind, eine Generalversammlung einberufen und den Beschluß fassen, daß so lange Zuzug fernzuhalten sei, bis Österreich für den Einheimischenverkehr gesorgt habe.

* * *

Oktober 1913

Der Neger

In Hamburg, nöch, scheint 'n Mann zu leben, der 'ne Annäherung Weißer an Schwarze und vice versa, wie das so kommt, wenn bei Hagenbeck 'ne Ausstellung ist, mal partout nich vertragen kann. Müssen dolle Dinge passiert sein, nöch, und so was wird man denn sein Leben lang nicht los. Das ist der Mann, von dem alle die Aufschreie in den ‚Hamburger Nachrichten' herrühren, und der nun ruft:

Pfui!

Die Usambara-Post (26. Juli) bringt folgenden Brief eines deutschen Mädchens (natürlich Berlinerin), der an einen Europäer in Tanga geschickt wurde, bei dem der Herr Mambo angestellt sein sollte, jedoch wahrscheinlich an die falsche Adresse ging:

Sehr geehrter und lieber Herr Mambo! Entschuldigen Sie, bitte, wenn ich als eine Ihnen bisher gänzlich Unbekannte mich mit einer sehr großen Bitte an Sie wende und mich den Ausführungen Ihres Sohnes Josef, dessen Brief Sie vielleicht inzwischen schon erhalten haben werden, anschließe. — Ich verkehre seit länger als einem halben Jahr mit Ihrem Sohn hier in Berlin. Nun werden mir aber von seiten eines andern Mädchens, mit dem Ihr Sohn vorher verkehrte, große Schwierigkeiten gemacht, die einen weiteren Verkehr hier mit ihm fast zur Unmöglichkeit machen. Wie ich schon erwähnte, verkehre ich jetzt über ein Jahr mit Ihrem Herrn Sohn und habe ihn in dieser kurzen Zeit so kennen und lieben gelernt, daß ich ohne ihn nicht mehr leben könnte. Ich selbst bin hier in Berlin im Bureau beschäftigt, verdiene aber leider nicht so viel, daß ich mir die 700 Mark Reisegeld hätte zusammensparen können, sonst, wenn mein Verdienst danach wäre, hätte ich mir gern jeden Pfennig abgespart, um ihn für das Reisegeld für uns beide zurückzulegen. Ich würde Ihnen darum unendlich dankbar sein, wenn Sie den Bitten Ihres Sohnes und auch meiner Bitte entsprechen und das Geld schicken würden, es soll ja nur geborgt sein, wenn wir erst drüben sind, will ich gleich wieder in Stellung gehen und Ihnen dann alles auf Heller und Pfennig

zurückgeben. Ich möchte ja so furchtbar gern einmal nach Tanga kommen, erstens, um meinen Josef dann ganz für mich haben zu können, und dann auch, um seine lieben Eltern einmal kennen zu lernen. Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, daß ich mit einer so unbescheidenen Bitte an Sie herantrete, wo Sie noch gar nicht einmal wissen können, ob ich es überhaupt würdig bin, von Ihnen aufgenommen zu werden, aber ich werde mich ganz gewiß dessen würdig erzeigen! Rechnen Sie bitte meine Unbescheidenheit meiner großen Liebe zu, die mich mit Ihrem Sohn verbindet! . . . Ich gebe mich der kühnen Hoffnung hin, daß Sie vielleicht meinem und auch dem Wunsche Ihres Sohnes Rechnung tragen werden, und erlaube mir, Sie wie auch Ihre Frau Gemahlin unbekannterweise herzlichst zu begrüßen.

Ihre ganz ergebene H. O. (Folgt genaue Adresse.)

Es ekelt einen, wenn man dieses brünstige Geschwätz liest, und wir bedauern nur, daß die Usambara-Post so rücksichtsvoll gewesen ist, den Namen der Schreiberin nicht zu nennen. Solchen Geistern und Gesinnungsgenossinnen, die es leider ja auch in Hamburg gibt, kann man nur beikommen und sie zur Vernunft bringen, indem man sie offen an den Pranger stellt. In welcher Schule mag wohl die Briefschreiberin gewesen sein, daß sie alle Scham vermissen läßt und so offen bekennt, daß sie sich an einen Neger wegwirft! . . .

Wie schwer es unter solchen Umständen ist, den Wunsch zu unterdrücken, einmal dabei zu sein, wie dieser Schriftleiter dabei ist, wie seine Begleiterin sich an einen bei Hagenbeck ausgestellten Neger eben wegzuwerfen beginnt, nöch — das läßt sich gar nicht sagen! Und noch weniger, wie man es bedauern muß, daß man nicht schon früher einmal dabei war. Es ließe sich akkurat der Moment feststellen, wo die angesammelte Tobsucht zu jenem Pfui! erstarrt. Und prüfen, ob dieses Pfui! nicht noch immer brünstiger sei als der Brief der Schreiberin, und ob es nicht kulturvoller wäre, den Namen des Schreibers an den Pranger zu stellen, der für den frechen Raub eines Briefes kein Pfui hat. Ich brauche nicht erst zu sagen, aus welchem Zusammenleben mir eine bessere Menschenhoffnung zu erblühen scheint, aus dem der Berlinerin mit ihrem Mambo oder aus der Einheirat, die die deutschen »Schriftleiter« rekommandieren. Auch sei es ferne von mir,

die Neger durch die Versicherung kränken zu wollen, daß ich, wiewohl ich nur zwei von ihnen kennen gelernt habe und zweihundert deutsche Schriftleiter, nicht zweifle, bei welcher Rasse mehr Verstand, Menschlichkeit und Güte ist. Freilich sind die Schriftleiter zwar die Beherrscher, doch nicht die Auslese der Zivilisation. Darum ist es aber wichtig, ausdrücklich festzustellen, daß ich einmal einen Neger gesehen habe, der der Kulturlosigkeit einer ganzen Stadt ausgeliefert war und mir den Eindruck einer unter die Kaffern geratenen weißen Seele machte. Er war Chauffeur und er machte nicht nur an und für sich unter den Leuten, durch die er hindurch mußte, den Eindruck eines Gentleman, sondern er blieb es auch, als sie die ihnen innewohnende Gemeinheit an ihm sich austoben ließen. Denn nicht nur, daß das stereotype Spalier offener Mäuler und gereckter Arme ihn begleitete und der ewige Ruf: »A Nääga a —!« aus dem Boden sprang und wie festgewurzelt dastand, wenn er mit seinem Automobil vorüberflitzte — wir hörten auch, wenn ein Wachmann den Verkehr aufhielt, Sentenzen, Ratschläge, Verwünschungen wie: »Geh hörst'rr schau drr den schwoazen Murl an!«, »Hörst Murl, wosch di o!«, »Na woart du schwoaza Pülcher!«, »Geh ham, Schwoazer, verschandelst uns jo die gonze Stodt!«, »Do fohr oba, zur Daunau und wosch diii —!«, »Hörst, wann i di drwisch, nacher schau di an, schwoaza Kinäsa!«, »Jessas, a narrischer Indianer!«, »Aschanti vadächtigaa —!«, »Tepataa —!«, »Stinkataa —!« Ein Denker hielt sich die Stirn und rief:» Ah — jetzt waß i ollas!« Was, verriet er nicht. Eine Megäre, deren Säfte in Wallung kamen, rettete sich in einen Lachkrampf, ihren Begleiter fragend: »Hirst, is dr der am ganzen Kirper schwoaz?« Das Automobil entflieht, und auf meine Frage, wie ihm das Leben gefalle, antwortet, die Achsel zuckend, dieser Schwarze im reinsten Deutsch: »Ach, die Wiener

haben eben keine Kultur.« Ich beschloß, ihn zu schützen, indem ich künftig das Prävenire spielen und auf jeden Maulaufreißer mit dem Finger zeigen wollte: »A Wienaa —!« Aber es half nichts. Die Neger sind nun einmal in unserer Mitte auffallend, und das Auffallende zieht eine Welt von Wilden, Weibern und Besoffenen an. Der Neger macht sich dadurch auffällig, daß der Weiße unruhig wird. Manchmal aber exzediert auch der Neger, er, der zumeist gegen die ärgsten Pöbeleien der Zivilisierten seine Ruhe bewahrt. Da war einmal einer in Wien, Diener in einem Geschäftshaus. Er bekam Sehnsucht nach der Heimat und sein Herr schickte ihn zurück. Dort angelangt, bekam er Sehnsucht nach seinem Herrn und fuhr wieder nach Wien. Hier angelangt, kam er eben zum Begräbnis seines Herrn zurecht. Auf dem Friedhof kam es zu einem Negerexzeß, der die herumstehenden Weißen in starres Staunen versetzte. Mit seinen wilden Negerfäusten soll dieser Untermensch gegen die Unabänderlichkeit rebelliert haben, gestampft, getanzt, geschrien — matchiche macabre — daß allen, die es sahen, der schwarze Schmerz das Grab zu überwachsen drohte, es zu verschlingen schien und sie, von Graun gepackt, mit einem Pfui und ihrer bleichen Trauer zurück ins Leben flohn in das Geschäft, weg von der Stätte, wo Naturgewalten rauften und wo der Schwarze und der Tod sichs unter sich nun auszumachen hatten.

Glossen

Der denkende Hund

In Mannheim wird, ohne daß der Tierschutzverein einschreitet, ein Hund vorgeführt, der gezwungen ist, die Fähigkeiten eines nützlichen Mitglieds der menschlichen Gesellschaft zu zeigen. Ein sogenannter denkender Hund. Daß die Hunde denken, haben die Menschen bis heute darum nicht geglaubt, weil sich die Hunde ihren Teil gedacht und es den Menschen nicht verraten haben. Nun erst, da sich herausstellt, daß ein Hund Wurzel ziehen kann, wird ihm nachgesagt, daß er ein denkender Hund sei. Dem in Mannheim ist es nun doch zu viel geworden und er scheint gewillt, mit lästigen Besuchern kurzen Prozeß zu machen. Nicht als ob er sie beißen wollte; aber er bellt ihnen was oder vielmehr, er buchstabiert ihnen was. Besonders auf die Gelehrten, die man fortwährend zu ihm hineinläßt, hat er es scharf:

Der Hund benutzt seine Buchstabierkunst auch zu eigenen Meinungsäußerungen und mischt sich direkt ins Gespräch. Als Prof. Ziegler Frau Dr. Moekel, die leidend ist, abrät, sich auf mehrtägige Versuche ausländischer Psychologen einzulassen, fängt Rolf plötzlich ungefragt zu buchstabieren an, »had rgd«, buchstabiert er, d. h. »hat recht«. Auch seinen Unwillen weiß er deutlich kundzugeben, und einem Zoologen, Dr. Gruber, der mit ihm Versuche anstellen wollte, antwortete er in einer langen Buchstabenreihe: »sr iil bildr gsn und sagd was is bei dsiglr gnug is nigd mr sagn wil was is dum lign lasn r al hrs mir bugl sdeign«, d. h. in gewöhnliche Orthographie übertragen: »Sehr viele Bilder gesehen bei Ziegler und gesagt was ist; genug ist, nicht mehr sagen will (ich), was ist; dumm; liegen lassen er (ihn); alle Herren mir Buckel steigen!«

Had rgd. Freilich ist die Version aufgetaucht, daß dieser Hund von Mannheim nur ein denkender Grubenhund sei. Denn es ist gewiß möglich, der Wissenschaft und den ihr befreundeten Zeitungen einzureden, daß ein Hund ihnen allen sagen läßt, sie mögen ihm auf den Buckel steigen. Daß dieser Hund übrigens sich noch rühmt, ausgesprochen zu haben, »was ist«, läßt ihn als den einzigen Hund in Deutschland erscheinen, der von Herrn Harden noch einen Bissen nimmt.

* * *

Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht

Der Detektiv Ernst Hoffmann stand gestern unter der Anklage der versuchten Erpressung vor dem Landgericht. Das Opfer seiner Tätigkeit war der Inhaber des Freibades Wannsee, Kaufmann Frankenthal

Wär'n Se unter Minor gekommen!‹ Er würde sich mit R. M. Meyer zufrieden geben. Er kann sich auf die Wiener Presse berufen, die flau gemacht hat. Zwar, das literarische Leben in Wien, meint sie, werde »weiter blühen‹, auch wenn es an dem offiziellen Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte »keinen Führer und keinen Schirmer hat.‹ Aber die Universität werde es büßen, und an ihrem »Wohl und Wehe‹ sei die ganze Bevölkerung unserer Stadt interessiert, »von den Arbeiterscharen, die am 1. Mai im Vorbeiziehen an dem Universitätsgebäude ihr ‚Hoch!' rufen, bis zu der Elite der Wiener Gesellschaft, die sich an den Festtagen der Alma mater in der hohen Aula versammelt.‹ Die Alma mater kenne ich vom Vorbeiziehen, aber wer ist die hohe Aula? Die muß sehr hoch sein. Die Hochrufe der Vorbeiziehenden und die Toilettenschau der Anwesenden — zwischen diesen Sensationen hat das Interesse Wiens an der Wissenschaft einen hinreichenden Spielraum. Und welcher Umstand hat dieses Interesse Wiens speziell jener Lehrkanzel zugeführt, die noch immer nicht besetzt ist? Was macht gerade den Literaturprofessor so beliebt? »Aus seinem Hörsaal, aus seinem Seminar entspringen die Quellen, die noch nach tausendfältiger Verästelung den Durst unserer Mittelschüler löschen.‹ Hier tritt bereits Delirium ein. Und hier muß wieder einmal die im eigenen Nebel torkelnde Bildung mit der Beruhigung ernüchtert werden, daß das wahre Studium bis zur Matura reicht und an den Brüsten der Alma mater aufhört. Daß es nur durch die Charaktermassage des Gymnasialunterrichts besorgt und durch die Wissenschaft vernachlässigt wird. Daß der ödeste Formelkram des Mittelschullebens besser zum Leben hilft als der Geist der Hochschulfreiheit zur Freiheit. Daß Mathematik wichtiger für die Literatur ist als Literaturgeschichte. Daß man Deutsch durch Latein besser lernt als durch Deutsch. Und daß es ganz egal ist, welchen Literaturprofessor die Deutschlehrer an den Mittelschulen gehört haben. Und daß die Frage, ob eine so anrüchige Kanzel frei oder besetzt ist, zwar die wartenden Herren beschäftigen mag, aber daß es die unbeteiligte Öffentlichkeit keineswegs dringend hat, und daß sie sich durchaus nicht dafür interessiert, wer dort sitzt, steht oder hockt.

in Nikolassee. Als Frankenthal vor vier Jahren ein Gelände am Wannsee pachtete und darauf das Freibad Wannsee errichtete, dauerte es nicht lange, so setzten die Inhaber der an den märkischen Wasserstraßen gelegenen Badeanstalten alle Hebel in Bewegung, um die unbequeme Konkurrenz aus der Welt zu schaffen. Der Obmann des Vereines märkischer Naturbadeanstalten, Badeanstaltsbesitzer Ziehm in Treptow, wandte sich an den Rechtskonsulenten May mit dem Auftrag, im Freibad Wannsee heimliche Beobachtungen anzustellen, ob dort Unsittlichkeiten vorkämen. May verlangte hiefür 125 Mark und später 300 Mark. Das ausführende Organ Mays war der Detektiv Hoffmann, der für seine Tätigkeit 6 Mark pro Tag erhielt. Er hatte insbesondere den Auftrag, alles, was beanstandet werden könnte, auch gleich zu photographieren.

Eines Tages wurde Frankenthal von einem Unbekannten telephonisch angerufen und unter Hinweis auf die gegen das Freibad eingeleitete Bewegung um eine Unterredung ersucht, die dann auch in einem Café am Rosenthaler Tor stattfand. Hoffmann stellte sich dabei mit seinem richtigen Namen als Agent des Detektivinstituts May vor und erzählte, er habe den Auftrag, nicht nur etwaige Unsittlichkeiten im Freibad festzustellen, sondern auch eventuell mit Hilfe von Straßendirnen selbst »unsittliche Gruppen« zu stellen und zu photographieren. Bei einer zweiten Zusammenkunft im Restaurant Beelitzhof erzählte er dann auch noch, er sei beauftragt, einen Wärter im Freibad zu bestechen und sich von diesem mit einem Mädchen überraschen zu lassen. Die Photographien hievon würden dann in einer öffentlichen Versammlung, zu der Pastoren und Sittlichkeitsvereine eingeladen werden sollten, als Lichtbilder gezeigt werden.

Frankenthal witterte in diesen Mitteilungen gleich die einleitenden Schritte zu einer Erpressung, und als Hoffmann erklärte, er würde sich auf Frankenthals Seite schlagen, wenn ihm der Schaden, den er durch den Verlust seiner Stellung hätte, ersetzt werden würde, ließ Frankenthal ihn festnehmen . . . .

Det mit die Konkurrenz is ja ejal, die Jründe interessieren uns nich, Jeschäft is Jeschäft, jewiss doch wenn sich'n Freibatt durch'n andres Freibatt jeschädigt fühlt, so hat es doch recht, alle Hebel in Bewejung zu setzen, die Hauptsache is immerzu, wenn öffentliches Ärjernis errecht wird. Öffentliches Ärjernis muß sint, un wenns nich da is, muß es errecht werden, immerzu, famos hat Hoffmann det jemacht, kenn Se Hoffmann, er war zuerst bei der Sitte, denn war er Lude, nu is er beim Rechtskonsulenten. Sehn Se, dafür was nu weiter jeschehen is, dass a selbst jestrauchelt is, dafür is niemand verantwortlich, es irrt der Mensch, solang a strebt, hat nich selbst Harden schon jeirrt? Se wissen doch damals wie a det mit die Normwidrichkeiten ufjedeckt hat, det mit Eulen-

burg und der janzen homesexiellen Kiste übahaupt, da hat a doch manches nich jewußt, was seinerzeit am Starnberjer See vorjefallen is, da hat a doch vieles übasehn, na sehn Se, unfehlbar is keener; jewiß doch, Riedl hat ihm viel jesagt was erweislich wahr is, un Schömmer der Klavierträger Se wissen doch hat durch das Guckloch beobachtet wie er die beiden Jrafen da jepaart sah, hörn Se, jepaart sah er se, richtich jepaart; aber alles hat sich doch nich beweisen lassen. Jotte doch wenn man immer so könnte wie man wollte, sehn Se, wir müssen ooch Zimma vamieten, da kann denn meine Frau viele Unsittlichkeiten beobachten, wie oft hab ich ihr nich schon jesagt, Juste, hab ich ihr jesagt, Juste sieh man zu un pass man auf, ob eener nich vaheiratet is, wo du dann sagen könntest, wenn a dir nich eenen blauen Lappen drufjibt, daß de sagen könntest, na von wejen öffentliches Ärjernis vaschtehste — jlooben Se, det Aas jeht Ihnen los? Nee, nich zu machen! Öffentliches Ärjernis in Hülle und Fülle, jreift nur hinein ins volle Menschenleben, allonks anfang dela patrie, aber was nutzt det allens, wenn die Schose nich zum klappen kommt! Bequemer kann mans jar nich haben, Hoffmann hat erst unsittliche Gruppen stellen müssen — bei uns kommt det alle Tage vor, direktemang wie jeschaffen für de Pastoren und de Sittlichkeitsvereine — aber reden Se mit meiner Frau! Sie sei sturmfreie Vamieterin, sagt se, se wolle sich auf ehrliche Weise ihr Brot vadienen und so Redensarten. Mich kann so wat empören, sehn Se, ik tu bei so wat jar nich mehr mit, ik jeh am liebsten fort aus meinem anständijen Haus, wenn so Paare kommen, die wat unehelich sind und Unsittlichkeiten im Schilde führen, un det könn Se mr jlooben, wenn det nich bald ufhert, so bin ik imstand und jehe hin zur Sitte un mach de Anzeije wejen öffentliches Ärjernis!

* * *

Eine gute Akquisition

für die Neue Freie Presse ist der Stefan Großmann. Ursprünglich dem Anarchismus bestimmt, widmete er sich später der Sozialdemokratie. Theaterdirektor war er nur ganz kurze Zeit, Journalist immer. Das Glück, dem Hopf-Prozeß beiwohnen zu dürfen, führte ihn nach so vielen Irrungen endlich in die Arme der Neuen Freien Presse:

In den kleinen Schwurgerichtssaal zu Frankfurt am Main drängten sich Berliner und Wiener, französische und englische Journalisten, aber

Das ist sehr pietätvoll von den Herren Sektionschef Milosch v. Fesch, Vizepräsidenten des niederösterreichischen Landesschulrates Koß v. Sternegg und Statthalterei-Vizepräsidenten Dr. Ritter Wagner v. Kremsthal, daß sie sich zur Erinnerungsfeier an den 1100. Todestag Karls des Großen in der Peterskirche eingefunden haben. Auch daß der Gemeinderat Paulitschke und der Regierungsrat Adamek da waren und speziell der Direktor Schwarz von der Ersten österreichischen Sparkasse, deren erster Einleger jedenfalls der Verstorbene war, ist sehr anständig. Unsere Zeit hat eben das für sich, daß sie sich an Karl den Großen noch erinnert. Der 1000. Todestag wurde gewiß nicht gefeiert. Der 1200. wird auch nicht mehr gefeiert werden. Wir haben's grad noch erwischt.

* * *

Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden das ist praktisch. Mitglieder des Wiener Männergesangvereins trugen dabei einen Chor vor, das ist unpraktisch. An der Eröffnungsfahrt nahmen teil die Inspektoren Edelstein und Kronos, das ist interessant, wiewohl der letztere nicht identisch oder verschwägert ist. In Preßburg angelangt, bemerkte einer, daß dort 1277 Ladislaus IV. mit König Rudolf jenen Bündnisvertrag geschlossen habe, auf Grund dessen die Schlacht bei Dürnkrut gewonnen wurde, und daß dorthin, nach Preßburg, Ferdinand I. nach der Schlacht bei Mohacs seine Residenz verlegte. Das ist lückenhaft, weil in Preßburg auch der Professor Bernhardi aufgeführt werden sollte. Der österreichische Eisenbahnminister hielt drei Reden, eine bei der Abfahrt des Zuges, eine an der Grenze und eine beim Ziel. Das ist viel. »Man hat sich schließlich gesagt«, ~~meinte~~ er, »es kann nicht Sache der Regierung sein, den technischen Fortschritt aufzuhalten, und was das Interesse der Allgemeinheit ist, ist schließlich auch das Interesse des Staates.« Das ist einsichtig. Ein anderer Redner sagte: »Österreich braucht Ungarn und Ungarn braucht Österreich, und daher wollen wir zusammen leben und miteinander kämpfen.« Das ist zweideutig. Am nächsten Tag wurde gemeldet, daß soeben bei der Sophienbrücke der Starkstromleitungsdraht der elektrischen Bahn Wien-Preßburg gerissen sei. »Infolge dieses Zwischenfalles mußte der Verkehr auf der Strecke eingestellt werden.« Das ist bedauerlich.

* * *

Gegenstand, oder wie sie sonst sagen. Und dennoch stehen solche Beobachter hoch über jenen, denen sie's zuflüstern. Sie sollten es bewahren. Es mag eine echte Freude sein, wiewohl ein Jellinek noch keinen Sommer macht. Was soll es aber? Was trägt es? Zeigt man ihnen einen Ligusterschwärmer, der den Tag im Bureau verbringt, so sagen sie: der muß auch schon hübsch verdienen. Rühret nicht daran! Es ist wahr, die Schmetterlinge sterben aus und die Börsengalopins vermehren sich. Hat es darum einen Sinn, einen Börsengalopin mit der Mitteilung aufzuhalten, daß man soeben den letzten Schmetterling gesehen habe? Er sagt: was kaufach mir dafür, und rennt weiter. Besser, man raunt dem letzten Schmetterling zu, daß man soeben, grad flog er um die Ecke, einen Börsengalopin gesehen habe. Man kann ihm das Sterben erleichtern.

* * *

Wie eine Fackel hat er hineingeleuchtet

Ein Wiener Strafrichter hat Samstag in der Begründung eines Urteils über christlichsoziale Umtriebe bei den Wahlen Worte gesprochen, die wie eine Fackel in die Kellerräume hineinleuchten —

Da die Neue Freie Presse jetzt unaufhörlich die Fackel zitiert und empfiehlt, so muß ausdrücklich gesagt werden, daß es sich hier um eine ganz andere Fackel handelt. Eine Verwechslung wäre schon deshalb peinlich, weil die Worte, mit denen der Strafrichter hineingeleuchtet hat, den Inhalt hatten, daß man »über derartige Vorgänge einfach sprachlos sei und sich an den Kopf greifen müsse«. Diese Pantomime, die der Leopoldstädter Strafrichter — Pick — im Milieu seines Bezirkes schon oft gesehen haben mag oder die oft auch nur unberufen durch einen S-Laut markiert wird, entspricht nicht dem Geschmack der Fackel, ihrem Entsetzen über die Übel der Welt Ausdruck zu geben. Umsoweniger, als die Fackel unter Wahlschwindel auch eine korrekte Wahl versteht, ohne Ansehen der Person und der politischen Richtung jede Wahl, sowohl in der Idee wie in der Ausführung, für einen Schwindel hält und also von einer Wahl zwischen den Parteien nie weiß, ob sie korrekt, wohl aber, daß sie schwer ist.

* * *

№ 399 (18. Juni 1914)

Der Setzer hat recht

wenn er mit dem Deutsch, das ihm unter die Hände kommt, nach Belieben verfährt. Es kann nur besser werden. Mit einem raschen Entschluß greift er in die Fülle der Adjektiva, die ihm für die ‚Mittagszeitung' anvertraut wurden, und denkt sich: es wird schon stimmen; die Hauptsache ist, wenn man gesund ist und wenn es schließlich und endlich den Eindruck ergibt, das zwischen dem musivischen und dem mosaischen das ganze Inventar der Eigenschaften und Leidenschaften vorkommt. So hat er kürzlich mit unbedenklichster Herzhaftigkeit ein Theaterstück »bestes, weil unbedenklachstes Theater« genannt, und das war am Ende die subtilste, sublimste, mokanteste, clairvoyanteste, raffinierteste und monumentalste Lösung jenes gordischen Weichselzopfes, der jetzt täglich, wenn die Sonne am höchsten steht, um die Welt der Erscheinungen geflochten wird und von dem uns eine Myriade von Adjektivläusen in die Mittagssuppe fällt.

* * *

Nichts Neues in Borszczow

Anläßlich der Erkrankung des Kaisers fand am 28. April in der Synagoge zu Borszczow ein Gottesdienst für die Genesung des Kaisers statt. Nach den Psalmengebeten hielt Rabbiner Benzion Katz eine dem Anlaß entsprechende, gedankenreiche Rede.

Schön, aber warum kommt es in die Zeitung? Und wie kommt es in die Zeitung? Und weiß Benzion Katz schon vor der Rede, daß es in der Zeitung kommt, weiß er es wenigstens nach der Rede, oder ist es eine Überraschung für ihn? Und wer garantiert dafür, daß die Rede gedankenreich war? Wer in Borszczow kann aufstehen und sagen: Benzion Katz hat sich diesmal selbst übertroffen? Und ist es nicht, als wollte man sagen: Seht an, dieser hier erfüllet seine Pflicht, die andern aber, die Macht haben wie er zum Volke zu reden, wenden sich ab? Könnet ihr mir nicht Antwort geben auf solche Frage, wahrlich, so sage ich euch, ihr treibt ein ruchloses Handwerk, indem ihr nicht Ehre gebet dem Kaiser, sondern Ehre gebet Benzion Katz und seid die Posaunen

derer, so da heißen Benzion Katz, und alles was ihr sinnet und tuet, ist nicht für Gott, sondern für die Katz. Seht an, ihr könnet mir nicht, ihr wollet mir nicht, und gebt falsche Zeitung von dem, was es Neues gibt in Borszczow, indem ihr verbreitet, er habe gehalten eine gedankenreiche Rede. Ich aber sage euch, daß keiner im Volke ist, dem das etwas Neues ist, weil es nicht anders zu erwarten war und weil es sich von selbst versteht, und daß es somit nichts Neues gibt in Borszczow!

* * *

Das Selbstverständliche hier wirds Ereignis

»Kammersänger Leo Slezak, der bekanntlich in dem kürzlich stattgefundenen dritten Elitekonzert zugunsten des Fürsorgevereines für Taubstummblinde in Österreich mitwirkte, hat das Reinerträgnis dieser Veranstaltung dem genannten Verein überwiesen.«

* * *

Wie schön wäre das Leben

wenns dabei sein Bewenden hätte:

[Die Enthüllung der Kainz-Büste im Hofburgtheater.] Heute um 10 Uhr vormittags wurde im Foyer des Hofburgtheaters die Büste Josef Kainz' enthüllt. Bei der Feier hielt der Direktor des Hofburgtheaters Hugo Thimig die Gedenkrede.

So hat man im Vormärz berichtet, wo bekanntlich die Welt beim Bühnentürl betreten wurde. Aber wir leben in einer großen Zeit und darum kommt ~~im nächsten~~ Morgen, was er gesagt hat und wer dabei war. Und darunter leide ich? Die andern noch nicht! Sie glauben es noch nicht. Aber die Zeit hat die Zeitung bekommen und das ist die große Krankheit. Es gab Mückenstiche und es entstand Elephantiasis. Die nächste Generation wird noch in meinen Spiegel schauen können, das furchtbare Gesicht ihrer Väter erkennen, und dem Spiegel die Schuld geben. Die übernächste wird die Entstellung nicht mehr sehen, denn ihr wird die Zeitung über das Gesicht wachsen!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Nr. 400 - 403 (10. Juli 1914)

Fehlansicht. Eine Altersgrenze für den Verführer anzusetzen, ist eine Idee, die bisher in keinem Strafgesetz zur Geltung gelangt ist. Ferner würde eine Rundfrage bei den meisten Würdenträgern ergeben, daß sie mit zunehmendem Alter den Vorwurf als Kompliment empfinden. Was die Stellung anlangt, so könnte ja immerhin behauptet werden, daß sie mit der Potenz inkompatibel sei. Aber die Praxis hat auch hier eine völlig verschiedene Auffassung Platz greifen lassen, und es ist klar, daß es einem österreichischen Würdenträger noch immer besser ansteht, ein uneheliches Kind zu haben als an einem Kaffeehaustisch zwischen Lebemännern, Bankbeamten, Strebern und Kostgängern des Premierenklatsches schweinische Witze aufzufangen und in den Pausen die Pschütt-Karikaturen zu lesen. Eine besondere Gefahr für die Justiz ist freilich selbst darin nicht gelegen, weil dieser nichts mehr schaden kann.

* * *

Die gelbe Hoffnung

....Der genannte Dolmetsch erklärte, die Chinesen seien überhaupt keine Alkoholiker; er habe in den fünf Jahren, die er in China verlebte, nur einen einzigen betrunkenen Chinesen gesehen und der sei von einem Europäer betrunken gemacht worden.

Nur keine Sorge, dafür werden die Chinesen euch Europäer schon ernüchtern!

* * *

Ein Ruf, der bis ans Ende der Zeit dringt

Aus einem Essay, der an dem Tage erschien, als sich in Wien bei einer Mordnachricht angeblich Gruppen bildeten:

»Käsebloch, Käsebloch!« so erschallte der Ruf bei der offiziellen Eröffnung und Besichtigung durch die Ausstellungsräume, als Herr Präsident Ratz unter schmeichelhaftesten Anerkennungsworten den Chef der Firma Eduard Bloch, Käsegroßhändler und Käsereibesitzer, Wien, I. Kumpfgasse 5, Sr. Exzellenz dem Herrn Minister-präsidenten vorstellte. Und wahrlich! Was diese Firma bietet, erregt die Bewunderung nicht nur der Ausstellungsbesucher, sondern in besonderem Maße der Fachleute. Im Hauptsaale ein Berg von Weichkäsen, ein Muster moderner Arrangierungskunst der Wiener Delikatessenhändler-Gehilfenschaft. Man sah wiederholt Architekten, Maler, Zeichenlehrer, Ingenieure u. s. w. ~~und nicht minder Berufs-kaufleute~~ mit Entzücken dieses Kabinettstück moderner Schaustellungs-kunst bewundern und Herr Bloch wurde samt seinen Vertretern mit Anfragen bestürmt. Die Exposition ist von früh

Eine Prostituierte ist ermordet worden

». . . . In der Nachmittagsverhandlung begannen die Zeugeneinvernahmen. Als erste Zeugin wurde das Dienstmädchen Kutschera einvernommen, die mit der Turcsan verwandt war und die von der Ermordeten ein ungünstiges Bild entwirft. Sie war sehr geizig und eifersüchtig gewesen.

Das Dienstmädchen Pete, die Vorgängerin der Kobori bei der Turcsan, sagt für diese belastend aus.«

* * *

Die Würdenträger

. . . . Gegenüber der Einwendung der Beschwerdeführer, daß in der Behauptung, daß Oberlandesgerichts-Präsident Ritter v. Bleyleben der Vater des außerehelichen Kindes sei, überhaupt keine Beleidigung erblickt werden könne, da Ritter v. Bleyleben ein lediger Mann sei, führte Hofrat v. Herrnritt aus, daß nach den heutigen sittlichen und gesellschaftlichen Begriffen eine solche Behauptung jedenfalls den Vorwurf einer unsittlichen Handlung begründe. Wenn man einen solchen Vorwurf einem zwanzigjährigen Studenten gegenüber erhebt, so sei dies vielleicht nicht als Beleidigung aufzufassen, anders aber bei einem Manne von dem Alter und der Stellung des Oberlandesgerichts-Präsidenten Ritter v. Bleyleben . . . . Bei Bemessung der Strafe wurde insbesondere als erschwerend angenommen, daß in dem Vorgehen der Eheleute Rezniczek eine besondere Gefahr für die Justiz gelegen sei.

Wenn es nach den heutigen sittlichen und gesellschaftlichen Begriffen unsittlich ist, daß ein Mann ein lediges Kind habe (wiewohl doch eine vorurteilsfreiere Auffassung immer zugeben wird, daß der unschuldig ist, der von einem Mädchen in die Schand' gebracht und sitzen gelassen wurde), so muß ein anderes Gericht unrecht haben, das kürzlich mit derselben Sicherheit erklärt hat, nach den heutigen sittlichen und gesellschaftlichen Begriffen sei der Vorwurf, daß ein Mann Ehebruch begangen habe, nicht als Beleidigung aufzufassen. Wahrscheinlich löst sich aber der Widerspruch durch die Annahme, daß ein Mann, der Ehebruch begeht, keinesfalls ein uneheliches Kind bekommen könne, sondern nur ein eheliches. Ob aber eine besondere Gefahr für die Justiz darin gelegen ist, daß gerade einem Oberlandesgerichtspräsidenten ein uneheliches Kind nachgesagt wird, das er nicht hat, dürfte schwerer zu entscheiden sein, als ein Gerichtshof glaubt. Eine größere Gefahr für die Justiz scheint in der Rücksicht zu liegen, die sie auf den Hausfrieden eines Oberlandesgerichtspräsidenten nimmt. Daß aber der Vorwurf, ein uneheliches Kind zu haben, durch Alter und Stellung des Würdenträgers erst zur Beleidigung werde, ist bestimmt eine

bis Abends belagert, da harren des Verzehrers die ~~in fast allen Delikatessenhandlungen Wiens~~ populären Käsemarken dieser Firma . . . .

In würdiger Weise schließen sich diesen bekannten Sorten auch die berühmten alten Käsereifirmen, deren Depositeur Herr Bloch ist, an . . Imperial . . Ellischauer . . Hagenberger . . Liptauer . . . .

Hoch oben thronen als Vertreter ausländischer Typen die »Camemberts«. Es ist schwer, diese Exposition ruhig zu besichtigen, da dieses Objekt ununterbrochen von klein und groß belagert wird, umsomehr als die anwesenden Vertreter der Firma mit Gratisproben nicht kargen . . . .

Einer Einladung folgend, begibt man sich in das Souterrain . . . . Schon auf der Treppe begegnet man wahren Völkerwanderungen von Besuchern der Käserei Bloch. Ist oben die Käseausstellung der Firma Bloch stets belagert, so ist unten bei den Käsereien ein Menschenknäuel, wie auf der Stadtbahn am Sommersonntagsnachmittag. Groß und klein ergötzt sich daran, zuzusehen, wie aus den surrenden Maschinen, die vom reinweiß gekleideten Personale bedient werden, schön geformte Quargel — 122 Stück in der Minute — herausquellen . . . . wahrlich, man bekommt »Gusto« auf so ein kleines weißes Käschen, das jedoch nach Angabe des unermüdlichen Herrn Bloch erst nach erlangter Reife — in zirka 14 Tagen — zum Genusse bereit ist . . . . Hier waltet die Oberkäserin der Firma mit einem Stabe von Hilfsarbeiterinnen aus frischer Milch verschiedene Sorten Weichkäse . . . .

Der Eindruck, den die Käseausstellung oben in der Halle gemacht hat, wird sehr würdig ergänzt durch diese einzig dastehende und dem Publikum bisher unzugängliche Erzeugung und verdient es der Chef der Firma, wenn der Präsident der Reichsorganisation der österreichischen Kaufleute, Herr Michael Ratz, mit weithin hörbarer Stimme vor den versammelten Festgästen die Verdienste des Herrn Bloch Sr. Exzellenz dem Herrn Ministerpräsidenten hervorhob und nachträglich den vorher abwesenden Herrn Bloch mit dem Rufe »Käsebloch, Käsebloch!« herbeiholte und vorstellte . . . .

Mit diesem Ruf werden wir hinüberschlafen. Nun ist noch einmal zum Berge gehäuft, was es alles gegeben hat. Alle Schönheit und alle Menschenqual, gut und böse. Stürme, Kriege, die Völkerwanderung. Es zieht vorüber, klaget nicht, fasset es mit dem Auge des Malers! Ihr steht auf dem Berg, die Sonne scheidet, über euch jedoch waltet die Oberkäserin. Und siehe, erst nach erlangter Reife, in zirka 14 Tagen, werdet ihr zum Genusse bereit sein. Dann kommen die Maden. Mit dem letzten Ruf schallt es: Käsebloch, Käsebloch! Nun ist die Entwicklung beschlossen, jene, zu der ihr gerufen waret mit dem ersten Ruf: Adam, wo bist du!

Sehnsucht nach aristokratischem Umgang

In anonymen Briefen und in noch weniger zuverlässigen Druckschriften, die bekanntlich so entstehen, daß ein Gerücht eine Maschine in Bewegung setzt, wird mir jetzt ein eigenartiges und offenbar einträgliches Doppelspiel, das ich, ein »Schauspieler der Ethik«, seit langer Zeit betreibe, nachgewiesen. Ich aspiriere, heißt es, »mit großem Ehrgeiz auf aristokratischen Umgang und sei sehr stolz darauf, daß sich in meinen Vorlesungen« — vermutlich sind die Prager Vorlesungen gemeint — »einige Mitglieder des ganz reaktionären Provinzadels blicken ließen, die natürlich die angeblich linksradikalen Angriffe auf die jüdischen Liberalen, Bourgeoisie und ‚Neue Freie Presse' mit sehr rechtskonservativem Wohlbehagen anhörten«. Ich habe hier nicht den Provinzadel, zu dem sicher die nur in der Provinz begüterten Familien Schwarzenberg, Lobkowitz, Thun, Silva-Tarouca u. dgl. zählen, gegen eine Zurücksetzung hinter den Großstadtadel (Pollack von Parnegg, Rappaport von Porada, Eisner von Eisenhof, in der Literatur selbst Paul von Hohenau, Paris von Gütersloh etc.) zu verteidigen. Ich habe nur mich selbst gegen den Verdacht einer zweideutigen Politik zu behaupten. Ich gebe zu, daß dies nicht allzu leicht sein wird, da der Schein gegen mich spricht; aber auch den Willen, es zu versuchen, muß man gelten lassen. »In seiner bekannten Ehrlichkeit wird sich Kraus«, heißt es allerdings etwas vorschnell, »hüten, dieses Mißverständnis aufzuklären«. Vielmehr folge er »höchst geschmeichelt den Einladungen zu feudalen Privatgesellschaften, wo man sich das Vergnügen nicht entgehen lassen will, den jüdischen Antisemiten und ganz tollkühnen, aber in Anbetung des Landjunkertums gelandeten Revolutionär aus der Nähe zu besehen«. Es sei ja von mir zu erwarten gewesen. »Kraus, dieser Schauspieler der Ethik, war ja nie wählerisch

DIE FACKEL

Nr. 405 — 23. FEBRUAR 1915 — XVI. JAHR

Vorlesungen

Ein Tag aus der großen Zeit

Ich bin jetzt nur ein einfacher Zeitungsleser:

»— — — Um 6 Uhr traten wir an, schweigsam, keiner sagte ein Wort. Die sich näherstehenden Kameraden reichten sich noch einmal die Hand. — — — Er sprang vor, kam aber gleich wieder zurückgekrochen; — — das ganze Kinn, der Mund, alles weggerissen; beim Verbinden fiel die halbe Zunge zum Munde heraus, er hatte auch den Arm zerschossen. Dann ging alles vor, da setzten feindliche Maschinengewehre ein, es war furchtbar. Die Kameraden fielen rechts und links, der Lieutnant schrie: »Ich bin fertig!« Er hatte Arm und Bein zerschossen. — — Ich sah Tote, denen der ganze Kopf zerschmettert war. Die Wut war furchtbar, die Ruhe aber eisern, das Gewehr lag in der Hand wie ein Schraubstock. — — — Neben mir lagen Pferde und Menschen über- und untereinander. — — — Dann kam Morast. — — Meine Gruppe war nur noch zwei Mann stark — — — besonders der Schützengraben war bis oben 'ran voll. Dann sammelte sich die Kompagnie. Es fehlten der Hauptmann, die Lieutnants und

Es ist wirklich ein gesellschaftliches Ereignis gewesen, eine jener hübschen, wienerischen »Sensationen«, bei denen man so gerne »dabei ist«. In unoffizieller, gemütlicher Weise ist gestern nachmittag das große Kaiser Wilhelm-Kaffee im Grögerhofe der Weihburggasse Nr. 10 bis 12 eröffnet worden. Wunderschön sind die das ganze Erdgeschoß und Mezzanin umfassenden, ideal ventilierten Räume mit ihrer fein abgetönten, noblen Architektur, die durch die Lichterflut zu erlesenen Farbenwirkungen zusammengeschlossen wird. Und so warm, so intim sind die Plätze und Ecken, zu denen sich die weitzügige, brillante Anlage der Säle löst, ein von deutschem Geist erfülltes Reich echt heimatlicher Behaglichkeit. Blumengeschmückt grüßen die Künstlerbildnisse unseres Monarchen und des deutschen Kaisers. Die Fahne wagefreudigen Kaufmannsgeistes hält dieses Unternehmen auch in ernster Zeit hoch. Überall frohes, fesselndes Getriebe. Man zeigt einander, »wer da ist«:

einundvierzig Mann. — — — Der Oberst begrüßte uns mit dem Rufe: »Guten Morgen, erstes Bataillon!« Dann wollte er reden, aber wir hörten nur ein Stammeln, er weinte! Da sprach der General. Er sagte, wir hätten einen achtmal so starken Feind fast vernichtet und das Bataillon wäre für alle Zeit berühmt. Dann gab er uns ein Hurra! Da stand ein ganzes Regiment und weinte. — — — Dann traten wir weg und bekamen Essen, aber es schmeckte keinem. Um 1/24 Uhr begruben wir die Toten und um 7 Uhr ging es wieder in den Schützengraben, wo wir heute noch sitzen.« — Das war am 20. Oktober. Inzwischen hat auch den Schreiber dieses Briefes das tödliche Blei getroffen.

die umringten Schauspielerinnen dort oben im reizenden Estradensalon, die Künstler, Beamten, die Herren der Diplomatie, Offiziere, Finanzwelt. Man drängt sich um die Schreibstube und das Hamburger Büfett mit seinen köstlichen, kleinen Spezialitäten, die Damen delektieren sich in der Konditorei, und frohe, kleine Gruppen richten es sich in der Bar behaglich ein. Mit diesem Prachtkaffee zieht neuer, modernster Geist ins wienerische Kaffeehausleben ein. Bis spät in die Nacht währt das Treiben, und wer das Kaiser Wilhelm-Kaffee verläßt, weiß, daß er morgen, übermorgen und immer wieder kommen wird.

* * *

Die Verlesung dieser zwei Zeitungsberichte aus den Originalen, die an einem Tage, am 12. Dezember 1914, erschienen waren, bildete den Abschluß des zweiten Leseabends, der am 16. Dezember im Kleinen Musikvereinssaal stattfand.

I. Vorwort / Shakespeare: Timon von Athen (Teile aus dem I. II. und III. Aufzug). II. Zum Andenken Georg Trakls dessen Gedichte: An den Knaben Elis und In ein altes Stammbuch / Karl Kraus: Einleitung / Die Kinder der Zeit / III. Nestroy: Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Überflüssige (Szenen aus beiden Akten, diesmal auch 1.—12.) Raimund: Hobellied. — Ein Tag aus der großen Zeit.

Die Klavierbegleitung besorgte Dr. Otto Janowitz (zu: Chor der Gauner und der Kellner; Entree des Strick; Lied des Faden »Das is wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's, eingelegt aus »Papiere des Teufels«; Chor der Furien; Hobellied).

Der volle Reinertrag (777 Kronen 90 Heller) wurde Rekonvaleszentenhäusern überwiesen. Ebenso 80 Kronen als Ertrag eines Teiles der Auflage von Nr. 404.

* * *

Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit

(Zum Eingang eines Leseabends)

Als dieses umfangreiche Ereignis über die Menschheit hereinbrach und es allgemein hieß, daß die Maschine von einer Seele bedient werde und letzten Endes auch der Seele dienen werde, da war mein Scherflein der Zweifel, meine Bereitschaft das Schweigen und mein Mut, diesem Schweigen Ausdruck zu geben, damit man wisse, wie es gemeint sei. Was sich in mir scheinbar einem Zwang der Zensur entzog, war in Wahrheit das Bewußtsein, daß unter allen mißgeborenen Tatsachen eine einzige das Recht hat, ihre Negierung auszuschließen: der Krieg, solange es ihn gibt. Es war das Gefühl, daß es selbst unerlaubt wäre, einer Gesellschaft, die den Krieg mehr als eine Abwechslung denn als eine Umwälzung erlebt, einer sozialen Spielart, die das Unglück als Konjunktur schätzt und das Heroentum als die Basis für Armeelieferungen annehmbar findet — daß es unerlaubt wäre, einer solchen Zeit- und Ortsgenossenschaft anders als mit dem stillen Wunsche nach einem Erdbeben nahezutreten. Und noch so weit ließ ich mich in der Selbstbeherrschung hinreißen, zu schweigen vor dem Sprachgesindel, dem der Anblick unnennbaren Grauens nicht die Zunge gelähmt, sondern flott gemacht hat; stumm zu sein vor der verächtlichsten Brut, die sich je in ein Hinterland verkrochen hat, den Dichtern und Denkern und aller wortbereiten Unzucht, die den Morgen und den Abend schändet und von der ich im Innersten überzeugt bin, daß ohne ihr Dasein, ohne ihre grausamste antikulturelle Wirkung, neben der keine Geistesmacht der Zeiten standhielt, dieser Krieg der berauschten Phantasiearmut nicht entbrannt und nicht ins Überunmenschliche entartet

Was den Panslawismus betrifft, so halte ich das amtliche Rußland, ja die echten Russen überhaupt nicht für panslawistisch. Die panslawistischen Leitartikel in russischen Zeitungen, welche die Westeuropäer in solchen Schrecken jagen, werden gar nicht von Russen geschrieben, sondern hauptsächlich von Polen, deren Ziel es ist, das Slawentum und Germanentum aneinanderzuhetzen in der Hoffnung, beim Siege des einen wie des anderen ihre Rechnung, nämlich ein neues Königreich Polen zu finden.

Poschinger, Tischgespräche (31. 5. 92)

Die letzteren (Juden) sind in Rußland fast ebenso schlecht behandelt worden wie die Polen oder die baltischen Deutschen; so kommt es, daß diese drei, der Pole, der baltische Deutsche und der Jude, in der russischen Presse tätig daran arbeiten, den Haß zwischen Rußland und Deutschland zu schüren und einen Krieg anzufachen.

Poschinger, Tischgespräche (5. 92)

Rußland hat eine große Zukunft; seine höchsten Adeligen sind intelligent und ehrenwert, seine Bauern sind die besten Kerls in der Welt; in der Mitte ist es faul, der Beamtenadel ist ein giftiges Geschwür, welches seine Eingeweide hinwegfrißt.

Poschinger, Tischgespräche (7. 67)

Für vergnügungssüchtige Leute mag es recht nett hier (in Wien) sein, denn alles, was den Menschen äußerlich zerstreuen kann, ist da.

Aus Wien an die Gattin 14. 6. 52

Ich begreife nicht wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinfährt, wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.

An die Gattin 3. 7. 51

wäre. Denn welches Unmaß von Gräueln würde an diese Barbarei der Bildung hinanreichen und wäre durch sie nicht bedingt?

Mein strategischer Rückzug aus der Position der öffentlichen Meinung ließ sich optimistisch zurechtlegen als die Wartezeit eines, der zeitlebens verurteilt war, in der Hölle Gott zu vermissen, und dessen vielverkannter Sehnsucht vielleicht nun Erfüllung winke. Als die Atempause einer satirischen Qual, die sich vom Weltuntergang Erlösung erhofft hat und nun immerhin einen passablen Weltkrieg erlebt. Nun, glaubten manche, würde doch dem erdensicheren Verstand, dem meertiefen Behagen und der himmelhohen Moral, denen kein Messina, keine Titanic und kein chinesischer Lustmord etwas anhaben konnten, der Verstand, der Humor und der Hochmut vergehen! Es hat ja nie an Optimisten gefehlt, die meine Weltverneinung als eine Kritik reparabler Zustände auffassen wollten, und in einer Schrift über mich, die 1913 erschienen ist, findet sich die Stelle:

Wir wollen Gottes Ratschluß auch in Gedanken nicht vorgreifen; aber vielleicht tut, nach diesem Krieg, den Einer gegen die ganze Welt geführt hat, noch der Weltkrieg selber not. Fast scheint es, wenn es auch schauerlich ist, solche Not kommen zu sehen, als ob der Geist der Nächstenliebe darnach rufe: denn wohin jetzt in aller Welt mit allen diesen Intellektuellen und allen schon intellektualisierten Christen dazu! Denn sie haben wirklich das Grausige verübt, wovor aller Herzschlag, wo noch ein Herz schlägt, stille steht, sie haben wirklich verübt, wofür sie Karl Kraus — mortis in nomine laesae majestatis! — zum Tode verurteilt hat: sie haben mit dem Krieg Sechsundsechzig gespielt und aus sterbenden Soldaten haben sie Zeilenhonorar herausgeschlagen! Vielleicht also müssen die Soldaten und der Krieg muß über sie kommen.

Nun ist er da und ich sage: Nie hätte ein Herz lauter im Gefühl seiner Entbehrlichkeit geschlagen! Was tun sie nun mit den sterbenden Soldaten? Sinken, die nicht fallen, auf die Knie? Laßt uns warten. Abwarten, was sie uns hinterlassen wird, die große Zeit, wenn sie eines Tages dahingeht, wie sie

eines Tages gekommen ist. Warten wir's ab, ob die Schande, die ich in Form gebracht habe, versunken sein wird und mit ihr — wie gern! — ihr Künstler. Erledigt sein, ohne daß mir der Krieg meine Aufgabe erledigt — das möchte ich nicht. Dann möchte ich lieber, da er mir nicht geholfen hat, wieder ihm beispringen. Aber laßt uns nicht die Geduld verlieren und nicht von heute auf morgen schließen, von den miserablen Begleiterscheinungen einer großen Zeit auf ihre Folgen. Wenn es jetzt auch den Anschein hat, daß sie den Mächten des Ungeistes eher Vorschub leiste; daß der Krieg nicht so sehr den Kampf gegen das Übel fortsetze als das Übel selbst; daß das begeisterte Einstehen einer entgötterten Welt für den Besitzstand des Teufels nicht just ihre ideelle Bereicherung verbürge — warten wir zu. Es könnte am Ende das Wunder geschehen — Dichter und Denker rücken aus, es anzusagen —, daß die im Dienst der Fertigware geopferte Seele durch das Opfer des Leibes neu ersteht. Bis dahin binde sich, mit tausend Fesseln binde sich der sprungbereite Geist, sei wehrlos, wenn ihm Denken, Fühlen, Atmen gesperrt wird, schweige zu den tausend Insulten, die jeder Tag dem lesenden Auge und dem hörenden Ohr ersinnt. Das nie geträumte Erlebnis, daß dieser Kot nicht erstarrt ist, als Regimenter marschierten, halte den Schrei zurück. Die Vorstellung, daß hinter der blutenden Quantität alles Leben unverändert sei und hinter der neuen Maschine ein altes Pathos noch den Tod zur Lebenslüge mache, sie hämmere in den Schläfen. Wenn dieses Leben nach wie vor die Gemeinheit hat, »seine Rechte zu fordern«, ich, der sie ihm zeitlebens bestritten habe, will schweigen!

Und ich muß. Denn ich bin nicht so feig, gegen die Zensur zu kämpfen. Ich habe den Mut, ihr zu weichen. Ja, sie zu beschwören, daß sie jetzt, endlich, statt meiner ihres Amtes walte und sich

nicht bange machen lasse von den Knechten der Freiheit. Denn man wisse, hierzulande hat sich in dem, was im status quo der torkelnden Individualitäten als gemeinsam fühlbar ist, nur ein einziges Novum begeben. Ich denke nicht an das Opfer der Kaisersemmel, zu dem sich eine wahrhaft große Zeit ohne viel Aufhebens, aber mit viel Stimmungsnotizen entschließt. Ich denke nicht daran, daß eine beliebte Annonce zwar nach wie vor drei lachende Wiener Typen zeigt, aber die von ihnen gestellte Frage: »Wer hat ausg'steckt? Wo gibts an guten Tropfen und a Hetz?« jetzt die Worte »und a Hetz« zum Opfer bringt, wiewohl es nach wie vor a Hetz gibt. Ich denke nicht an den seelischen Aufschwung der sich freiwillig meldenden Armeelieferanten. Ich denke nur an den alle Geister bewegenden Kampf gegen die Zensur, die bekanntlich über ein Gewerbe, dessen Ausüber von rechtswegen den gelben Fleck zu tragen hätten, bloß den weißen verhängt hat. Diese über alle Maßen anspruchsvolle Profession lehnt sich nun gegen die Milde einer Obrigkeit auf, die ihr täglich ein paar Wahrheiten verbietet: anstatt für die ungezählten Lügen und Schlechtigkeiten dankbar zu sein, die sie ihr nach wie vor erlaubt. Die Presse ahnt nicht, wie gut es ihr geht. Ja glaubt sie denn, daß es mir heute von der Zensur gestattet würde, nachzudrucken, was täglich in den Wiener Zeitungen steht?!

Bis wir so weit halten, daß ich es darf und mir selbst erlaube ~~(— denn Infames, das in großer Zeit geschieht, zu zitieren, wäre unwürdig —, bis wir so weit sind,~~ bleibt die Frage zu beantworten, wie ich mich zu meinem bereits getanen Werk, das ja eigentlich auch nur aus Nachdrucken besteht, verhalten soll. Ich hatte zu Beginn der großen Zeit die Empfindung, daß ich auch dieses — wie immer sich heute der Leser dazu stellen möge — dem Hörer entziehen müsse, weil eine

lautere Stofflichkeit ihm jetzt in den Ohren liegt und weil jene größeren Anlässe, die ich noch nicht gestalten darf, dem Auge meine kleineren, deren Identität ich noch nicht beweisen darf, verdecken. Nun aber stellte sich eines Tages heraus, daß unser Publikum sich an die Größe der Zeit schon so sehr gewöhnt hat, daß sich nicht mehr »Gruppen bilden« und die Überraschung einen nicht mehr inkommodieren muß. Das in Taten und Leiden Ungewöhnliche wird dem gnadenlosen Blick der herrschenden Kulturmacht, für die es geschieht, als Lektüre unterbreitet, das Opfer ist ein Film, und das Leben sieht in der Todesbereitschaft nur seine Extraausgabe, auf die es auch nicht mehr hereinfällt. Und da sich nichts um mich verändert hat, sollte ich nicht sagen dürfen, wie es war? Nein, angesichts der erschütternden Stabilität jener Erscheinungen, aus deren Gebiet meine Rohstoffe in den letzten fünfzehn Jahren bezogen waren, sehe ich mich nicht veranlaßt, nachträglich deren Verarbeitung zu bereuen, bin ich nicht gesonnen, das Erschienensein der Fackel einzustellen. Nein, ich bin nicht verpflichtet, den Haß zu arretieren, wenn die Schande am Tage bloß geht! Mögen jene, die anderer Ansicht sind und schon der Gegenwart, der hiesigen, den seelischen Aufschwung zuerkennen, den sich geduldigere Optimisten erst von der Zukunft erwarten, mögen solche Leute meine Gestaltungen mit ihren längst verwehten Anlässen als kulturhistorische Kuriosa hinnehmen. Warum soll man sich denn nicht dafür interessieren, wie es in alten Zeiten, vor dem 1. August, in Wien ausgesehen hat? Denn so gnädig wird kein Weltfreund sein, daß er vermöge einer Art geistiger Amnestie schon in der Vergangenheit, die ich meine, Spuren künftiger Heldengröße entdeckt. Nein, bleiben wir bei der Kulturgeschichte, und stellen wir uns — für einen Abend kann's ja gelingen — auch vor, daß sie die frischeste, aktuellste Wiener Wirklichkeit bedeutet. Stellen wir uns vor, daß wir den Fasching in uns, wenn er auch behördlich inhibiert ist, noch nicht über-

wunden haben und daß wir höchstens, wenn uns der Ruf: Extrausgabe! trifft, uns im Schrecken der Schlacht befinden, sonst aber im horror vacui, den die Entziehung eines Narrenabends des Männergesangsvereins uns beigebracht hat. Besinnen wir uns doch, ob unser ganzes gutgelauntes Dabeisein nicht einfach als Liste der Anwesenden aus dem Ballbericht in die notgedrungene Wohltätigkeit ~~transferiert~~ ist und bloß der »Rahmen« verändert, aber das Bild noch immer und immer mehr zum Sprechen ähnlich. Werfen wir einen Blick auf unser Nachtleben, übersehen wir aber auch unser Tagleben nicht; bemerken wir, wie geschickt wir aus der Gefahr ins Couplet ausweichen, und beachten wir, wie wir schon jetzt an dem Wiederaufbau unserer Ideale, vor allem des Fremdenverkehrs, arbeiten; horchen wir auf die Gespräche der Zeitgenossen, blicken wir auf die Plakatwände und fragen wir uns dann, ob das nicht lebendigste Wirklichkeit ist und ob wir vom Weltkrieg nicht träumen.

Leben nicht solche, deren Kriegsdienstleistung der Wucher ist? Leben nicht solche, für die der Schützengraben in die Kärntnerstraße einbiegt? ~~Werden~~ sie nicht ~~demnächst~~ ihr Scherflein bei~~tragen~~ in Form eines Nagels, mit dem ein Ritter aus Holz zu wohltätigem Zweck be~~schlagen~~nagelt werden soll, nachdem die Behörde gegen die beabsichtigte Benagelung auf dem einstweiligen Aufstellungsplatz zum Zwecke der Sammlung keine Einwendung erhoben hat, so daß ein Wahrzeichen errichtet werden kann, das sich gewaschen hat, und fünfhunderttausend, sage fünfhunderttausend Namen, von denen sonst keine Krone, sage kein letztes Kranl für einen blinden Soldaten zu haben wäre, auf die Nachwelt kommen werden und Wien im Begriffe steht, eine Sage zu bilden — der Schmock im Eisen —, eine Sage sag' ich Ihnen, die schon jetzt den Fremdenverkehr nach 700 Jahren ins Auge faßt und die dann beim Portier für 20 Heller zu haben sein wird, bei jenem

Portier, von dem, wenn er dereinst seine goldene Hochzeit feiern wird, es in der Zeitung stehen wird, weil eben bei einer sagenumwobenen Bevölkerung alles beim Alten bleibt, höchstens daß es mehr Armeelieferanten gibt als früher auf den ersten Blick zu erkennen waren und daß so manche jetzt ein Scherflein beitragen, die später ein Vermögen davontragen werden. Halten wir uns dies und das und noch etwas gegenwärtig und alle die hunderte »und«, mit denen jener grauenhafte Kassier der Weltgeschichte jeden Tag Blutbilanz macht, dann — o dann werden wir der qualgeborenen Heiterkeit meiner Gestalten mehr Aktualität, mehr vom Gefühl, im Krieg zu leben, zuerkennen, als diese ganze Wirklichkeit enthält! Nicht jene erbärmliche Lache, deren Geschäft es ist, von Ernst und Erbarmen abzulenken, wagt sich hier hervor. Sondern eine, die ihre Opfer der Prüfung aussetzt, ob sie tragfähig waren für den Ernst, für die große Trauer und für die über Nacht erwachsene Größe. Hier ist Humor kein Gegensatz zum Krieg. Diesem können die Opfer entrinnen, jenem nicht. Er befreit keinen Schlechten, er befreit die Guten, die da leiden. Er kann sich neben dem Grauen sehen lassen. Er trifft sie alle, die vom Tod unberührt bleiben. Bei diesem Spaß gibts nichts zu lachen. Aber weiß man das, so darf man es, und das Lachen über die unveränderten Marionetten ihrer Eitelkeit, ihrer Habsucht und ihres niederträchtigen Behagens schlage auf wie eine Blutlache!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Gruß an Bahr und Hofmannsthal

Gruß an Hofmannsthal

Ich weiß nur, daß Sie in Waffen sind, lieber Hugo, doch niemand kann mir sagen, wo. So will ich Ihnen durch die Zeitung schreiben. Vielleicht weht's der liebe Wind an Ihr Wachtfeuer und grüßt Sie schön von mir.

Mir fällt ein, daß wir uns eigentlich niemals näher waren, als da Sie Ihr Jahr bei den Dragonern machten. Erinnern Sie sich noch? Sie holten mich gern abends ab und wir gingen zusammen und ich weiß noch, wie seltsam es mir oft war, wenn wir im Gespräch immer höher in die Höhe stiegen, über alle Höhen uns verstiegen, und dann mein Blick, zurückkehrend, wieder auf Ihre Uniform fiel; sie paßte nicht recht zu den gar nicht uniformen Gedanken. Im Oktober werden's zwanzig Jahre! Seitdem ist man »berühmt« geworden, es hat uns an nichts gefehlt, aber wer wagt zu sagen, daß diese zwanzig Jahre gut für uns waren? Wie sind sie jetzt plötzlich so blaß geworden in diesem heiligen Augenblick! Es war eine Zeit der Trennung, der Entfernung, der Vereinsamung; jeder ging vom anderen weg, jeder stand für sich, nur für sich allein, da froren wir. Jetzt hat es uns wieder zusammengeblasen, alle stehen für einander, da haben wir warm. Jeder Deutsche, daheim oder im Feld, trägt jetzt die Uniform. Das ist das ungeheure Glück dieses Augenblicks. Mög es uns Gott erhalten!

Und nun ist auf einmal auch alles weg, was uns zur Seite trieb. Nun sind wir alle wieder auf der einen großen deutschen Straße. Es ist der alte Weg, den schon das Nibelungenlied ging, und Minnesang und Meistergesang, unsere Mystik und unser deutsches Barock, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Bach, Beethoven und Wagner. Dann aber hatten wir uns vergangen, auf manchen Pfad ins Verzwickte. Jetzt hat uns das große Schicksal wieder auf den rechten Weg gebracht. Das wollen wir uns aber verdienen.

Glückauf, lieber Leutnant. Ich weiß, Sie sind froh. Sie fühlen das Glück, dabei zu sein. Es gibt kein größeres. Und das wollen wir uns jetzt merken für alle Zeit: es gilt, dabei zu sein. Und wollen dafür sorgen, daß wir hinfort immer etwas haben sollen, wobei man sein kann. Dann wären wir am Ziel des deutschen Wegs, und Minnesang und Meistersang, Herr Walter von der Vogelweide und Hans Sachs, Eckhart und Tauler, Mystik und Barock, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Beethoven und Wagner wären dann erfüllt. Und das hat unserem armen Geschlecht der große Gott beschert!

Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein! Da gehen Sie nur gleich auf unser Konsulat und fragen nach, ob der österreichisch-ungarische Generalkonsul noch dort ist: Leopold Andrian. Das ist nun auch gerade zwanzig Jahre her, daß Andrian den »Garten der Erkenntnis« schrieb, diese stärkste Verheißung. Er wird sie schon noch halten, mir ist nicht bang: ein Buch mit zwanzig, eins mit vierzig, eins mit sechzig Jahren, weiter nichts, in jedem aber volle zwanzig Jahre drin, dann wird er der Dichter der drei Bücher sein, das ist auch ganz genug. Und wenn ihr so vergnügt beisammen seid, und während draußen die Trommeln schlagen, der Poldi durchs Zimmer stapft und mit seiner heißen dunklen Stimme Baudelaire deklamiert, vergeßt mich nicht, ich denk an euch!

Es geht euch ja so gut, und es muß einem ja da doch auch schrecklich viel einfallen, nicht?

Auf Wiedersehen!

Bayreuth, 16. August 1914.

Hermann Bahr.

Heute kann's ja doch endlich zugestellt und ohne Verletzung des Briefgeheimnisses verbreitet werden. Heute muß ja der Humor dieser brieflichen Feuertaufe von durchschlagendem Effekt sein. Denn damals, als das Grauen noch eine Sensation war und man noch aufhorchte, wenn Mörser losgingen, ist die Wirkung verpufft. Und doch war dieses Schreiben des damals national, jetzt katholisch spekulierenden Literaturfilous, das ihn zugleich von der Seite jener Dummheit zeigte, die das aussichtsvollste Geschäft verderben kann, — und doch war es damals, ernsthaft, in den Zeitungen veröffentlicht, bei uns und in Berlin, und wurde von dem Meister noch in ein Buch, das er »Kriegssegen« nannte, aufgenommen. Das Glück, dabei zu sein, wurde von diesem Hermann Bahr allerdings zu einer Zeit empfunden, wo die Kriegsleistungspflicht noch nicht auf die 50- bis 55jährigen ausgedehnt war. Aber schließlich, wer hätte denn je gefürchtet, daß man auf Herrn Bahrs Dienste reflektieren würde, solange die Charge eines Kriegshanswurstes eine freiwillige und noch nicht systemisiert ist? Er ist darum noch kein Soldat, weil er den Kriegsausbruch einen »heiligen Augenblick« nennt, wie er darum noch kein Heiliger ist, weil er einen katholischen Roman geschrieben und ihn »Himmelfahrt« genannt hat. Es handelt sich indes nicht um sein Wohl und Wehe, von dem man überzeugt sein kann, daß er es in den Dienst jeder guten Sache stellen würde, die gerade aktuell ist, da er ja überall unabkömmlich ist und

nie daran dächte, sich anders als auf die bisherige Art reklamieren zu lassen. Es handelt sich vielmehr um die Einziehung des Herrn v. Hofmannsthal in die kriegerische Sphäre, die hier auf eine in der Geschichte der Mobilisierungen noch nicht erhörte Weise besorgt wird. Was die Verhältnisse der Wirklichkeit anlangt, in der Herr v. Hofmannsthal lebt und in der er, wenn schon nicht mit seinem Ruhme, so doch mit seiner Gesundheit den Weltkrieg überleben wird, so läßt sich nur sagen, daß es keine privatere Angelegenheit auf dieser blutigen Erde geben könnte als die Frage, ob einer mit größerer oder geringerer Begeisterung dabei ist, wo er dabei sein muß; daß es die letzte Privatangelegenheit ist, die der heutige Mensch hat; und daß es höchstens Sache des Staates, nie aber des Mitmenschen sein darf, der Kreatur den ungestörten Genuß des Erdenglücks zu mißgönnen. Aber die völlige Schamlosigkeit, mit der in diesem Fall auf publizistischem Wege die Gewißheit verbreitet wurde, daß der Herr von Hofmannsthal »in Waffen« sei und irgendwo — wer weiß wo – an einem Wachtfeuer sitze, an das der »Wind« den Gruß des Altmeisters, des daheim sitzenden, leider nicht mehr mitkönnenden, wehen möge — bitte, wehen möge! — nur dieser übertriebene Optimismus fordert zu der tatsächlichen Feststellung heraus, daß selbst im Krieg, der bekanntlich Krieg ist, auf die postalischen Verbindungen mehr Verlaß ist als auf den Wind. Denn die Post kann, wenn es ihr auch noch so schwer gemacht wird, immerhin findig sein, während der Wind ein von Natur schwanker Geselle ist, ehrgeizlos und ein Blatt öfter auf einen Misthaufen wehend, als Mist zu einem Wachtfeuer, an dem ein vaterländischer Dichter, wenn er gerade nichts zu singen und zu sagen hat, der Lieben in der Heimat gedenkt, welche jetzt Briefe an ihn schreiben mögen, die ihn nicht erreichen. Aber auf die Post kann man, wenn sich nicht die Zensur ins Mittel legt, Häuser bauen, die sie dann eins nach dem andern abläuft, bis sie den Adressaten gefunden hat, und der Briefträger hätte dem Herrn Bahr, der sich einmal beklagt hat, daß ihm die Briefe der Cosima Wagner nicht zugestellt werden, während die von Gabor Steiner ankamen, triumphierend beweisen können, daß er den Leutnant Hofmannsthal gefunden habe, gleich beim Ausbruch des Weltkriegs und die ganze große Zeit hindurch, an einem Wachtfeuer, das im Kriegsfürsorgeamt brennt und wo die Meinung des Herrn Bahr,

daß man dort warm habe und alle für einander stehen, durchaus zutrifft. Wer weiß wo: ehedem der schwermütige Refrain eines Soldatenliedes, ist in diesem Fall nicht einmal ein Postvermerk, da es sich keineswegs um die Feldpost handelt, deren Arbeit selbst bei zustellbaren Briefen immerhin durch die Truppenbewegungen erschwert wird. Denn es ist einfach nicht wahr, daß es je eine Zeit gab und wäre sie noch so groß gewesen, da niemand sagen konnte, wo Herr v. Hofmannsthal, und hätte er selbst in Waffen gestarrt, sich aufhalte. (Er hat vor zwanzig Jahren als Dragoner Herrn Bahr begleitet; er wäre, da er in solcher Eigenschaft den Weltkrieg keineswegs begleitet hat, von Herrn Bahr zu finden gewesen. Diesem ist nur eingefallen, »daß sie sich eigentlich niemals näher waren«, als damals. Aber es hätte ihm eigentlich einfallen können, daß sie sich jetzt noch näher sind. Zum Beispiel dem Setzer, der diesen meinen Gruß gesetzt hat, ist es gleich beim Anblick des Bahr'schen Grußes, wiewohl der ihm schon gedruckt vorlag, eingefallen, und er hat die Stelle, wo es von jenen zwanzig Jahren heißt, daß »sie« so blaß geworden seien, irrtümlich für einen Druckfehler gehalten und richtig so gesetzt: »Wie sind Sie jetzt plötzlich so blaß geworden in diesem heiligen Augenblick!« Und er hat ein Übriges getan: er hat die Stelle, wo Herr Bahr von dem Glück, dabei zu sein, spricht, von dem ungeheuren Glück des Augenblicks: »Mög es uns Gott erhalten!«, er hat auch diese für einen Druckfehler angesehen und als ein gründlicher Kenner der wahren Seelenbeschaffenheit der beiden Herren die Worte hingesetzt: »Möge uns Gott erhalten!« Warum auch nicht? Es hat ja den beiden Herren durch all die zwanzig Jahre »an nichts gefehlt«, sie hatten sich so viel verdient, nun wollen sie sich auch noch das Glück des Augenblicks verdienen und einen Schluß auf Heroismus machen, wenn die Geschäftsspesen nicht allzu groß sind. Gott möge sie erhalten. Gott weiß, wie es der Setzer weiß, wie es der Briefträger und alle Welt weiß: wo Herr v. Hofmannsthal jenes Glück, von dem Herr Bahr behauptet, daß es kein größeres gibt, tatsächlich erlebt hat.) Nur Herr v. Hofmannsthal selbst hat gezögert, es zu sagen; und da er die Bescheidenheit hatte, den offenen Brief des Mentors nicht auf der Stelle offen zu beantworten und nicht in jenen Zeitungen, die ihn gedruckt hatten, zu erklären, er sei zwar noch nicht in Warschau,

werde aber in Wien bleiben, weil er nicht mehr in Rodaun sein könne — so ist es erlaubt, an seiner Statt nachträglich die Berichtigung vorzunehmen. Dem rapiden Sturmlauf der Entwicklung vom Nibelungenlied über Herrn Walther von der Vogelweide, Mystik und Barock, Klopstock, Kant, Schiller, Beethoven bis zu der Erwartung: »Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein!«, will ich mich dabei nicht hinderlich in den Weg stellen, da ja der Weg zweifellos der »rechte« ist. Indes, der Aufgeber des verloren gegangenen, aber viel gelesenen Briefes, der Autor dieses von der eigenen Windigkeit verwehten Bekenntnisses, dürfte längst wissen, daß am 16. August 1914 oder in den folgenden Tagen die Österreicher im Allgemeinen noch nicht in Warschau waren, daß speziell aber der Leutnant Hofmannsthal überhaupt nie so weit vorgedrungen ist, wenn ihm nicht etwa nach der Einnahme dieser Festung Gelegenheit geboten war, mit Liebesgabenpaketen oder in sonst einer honorigen Mission des Kriegsfürsorgeamtes dortselbst zu erscheinen. Was nun vollends die andere Erwartung des Herrn Bahr anlangt, Hofmannsthal werde, sobald er mit der österreichischen Armee seinen Einzug in Warschau halte, die Gelegenheit benützen, den dortigen österreichischen Generalkonsul aufzusuchen, so gehört sie so sehr in den Bereich jener Vorstellungen, die der kleine Moriz vom Kriege hat und die keineswegs zu verwechseln sind mit den Vorstellungen des großen Moriz, die wir tagtäglich im Leitartikel mitmachen, daß man sich wundern muß, wie die Setzer, die es das erstemal zum Druck brachten, die Setzer des Herrn Bahr, doch zweifellos von Gelächter geschüttelt, keinen Mißgriff gemacht haben. (Ich habe, wie schon erwähnt, die meinen vor Ausschreitungen bewahren müssen. Denn mit den Setzern ist nicht zu spaßen, wenn sie einmal etwas Spaßiges in die Arbeit kriegen; da ist ihnen kein Augenblick heilig.) Daß (aber) die Leser, ergriffen von dem Vorbild der Treue im Hinterland, wo auch der alternde Dichter seiner Lieben im Felde gedenkt, nicht gelacht haben, ist begreiflich. Was könnte man ihnen, die zu jedem vaterländischen Opfer des Intellekts bereit sind, in einem heiligen Augenblick nicht alles zumuten! Herr Bahr aber, der ja auch damals schon mehr als 50 Jahre alt war, also in einem Alter stand, das ihn zum Waffendienst wie zum Ammenmärchen in gleicher Weise untauglich macht, war

ernstlich der Meinung, daß der müde Sieger Hofmannsthal gleich beim Einmarsch und ehe er sich noch im Hotel die Hände vom Blut gereinigt hat, aufs Konsulat gehen werde, das an einem Tage, wo österreichische Truppen einziehen, natürlich noch nach zwei Uhr offen hat, und dort fragen werde, ob der Poldi, nämlich der Generalkonsul, da sei oder zufällig außer Haus. Denn es versteht sich von selbst, daß ein österreichischer Generalkonsul in einer russischen Festung bei Ausbruch eines Krieges nicht davonläuft, sich aber andererseits auch nicht fangen läßt, sondern auf seinem Posten ausharrt, bis die braven Österreicher kommen, die Eigenen, zu deren Empfang er natürlich anwesend ist, nicht etwa nur aus Gründen der Repräsentation, sondern auch, um den einziehenden Truppen das im Krieg notwendige Paß-Visum zu erteilen. Fragt sich höchstens, ob noch der Poldi — Herr Bahr scheint darüber nicht informiert — das Amt hat, das er vielleicht schon an den Rudi abgetreten hat, während er selbst in Moskau amtiert, wo er vorläufig noch auf die österreichische Armee warten muß. Vielleicht ist aber der Poldi noch in Warschau. Wenn ja, wird er zweifellos zur Feier des Tages, »und während draußen die Trommeln schlagen«, nicht nur in vergnügtem Beisammensein mit seinem Gast aus Wien, mit dem Hugerl, des gemeinsamen Gönners in der Heimat gedenken, sondern auch, durchs Konsulat stapfend, Baudelaire deklamieren, wie einst im Mai. ~~Beiden aber, dem Generalkonsul und dem Eroberer Warschaus wird »schrecklich viel einfallen«, mehr noch als dem Bahr, dem es die Zeitungen in Wien und Berlin gedruckt haben.~~ Nein, die Druckereien sind nicht geborsten vor Heiterkeit, denn sie waren sich der Wichtigkeit ihrer Mission bewußt, die sonst unbestellbare Botschaft an Leutnant Hofmannsthal weiterzugeben, der am Wachtfeuer wohl selten einen Brief, aber immer pünktlich seine Zeitung bekommt. Sie sind ja dazu da, den Wind zu machen statt des Windes, wiewohl selbst sie nicht verhindern können, daß, wenn künftig einmal ein rechtschaffener Wind Mist heranwehen sollte, ich glauben werde, es sei ein schöner Gruß vom Hermann Bahr. . . . Nun müßte man allerdings meinen, daß ein Mensch, dem das aus der Feder geflossen ist, auf Lebenszeit verhindert wäre, eine »Himmelfahrt« mit Erfolg auf den Markt zu bringen, weil es ja doch unmöglich sei, daß sich die Leser je noch von einem solchen Salzburger etwas

erzählen lassen werden. Denn wenn es bekannt ist, daß es keine hypertrophischeren Formen in der Welt der Erscheinungen geben kann als einen Christen, der ein Schmock, und einen Juden, der dumm ist, so könnte eine Verbindung dieser verschiedenen Eigenschaften und Zustände nicht eben das Ragout sein, das die Feinschmecker in der Belletristik vertragen. Aber was vertragen sie nicht! Wenn sich ein Herrgottsschwindler in einem Feldpostbrief, den er in Wien durch einen Dienstmann abgeben könnte, nur auf Eckhart und Tauler beruft, so glauben sie ihm sogar die Mystik; und wenn ein ausgewitzter Literaturschieber von einem heiligen Augenblick sprach und sich als sterbender Attinghausen noch einmal aufrichtete, um den Krieg zu segnen und die beiden Jünger, die an ihm auf so exponiertem Posten teilnehmen, mit der Bitte zu entlassen, ihn, während sie Baudelaire singend in den Tod ziehen, nicht zu vergessen, da stand wohl in manchem Auge eine Träne. Hätten wir unberufen die Einbildungskraft des größten Moriz, so »möchten wir uns das Gesicht des Herrn Hofmannsthal vorstellen«, wenn er dem alten Mystiker zum erstenmal wieder auf einem Jour bei Schlesingers begegnet und wenn der die Frage stellt, wie sich das damals in Warschau gemacht habe. ~~Aber die beiden Herren, der Grüßer und der Gegrüßte, müssen sich irgendwie auf den Schlachtenruhm geeinigt haben, denn das Buch, in dem der Brief steht, ist im Handel geblieben und gewiß sind sie einverständlich zu dem Entschluß gekommen, es in dieser großen Zeit nicht einstampfen zu lassen.~~ Mindestens ist nicht bekannt geworden, daß Herr v. Hofmannsthal aus Wien einen Feldpostbrief nach Salzburg, das doch immerhin zum weiteren Kriegsgebiet gehört, geschrieben hat, des Inhalts: »Lieber Bahr, machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen. Weit entfernt, in Warschau zu sein, bin ich in Wien, ich bin gesund und arbeite an einem »Prinzen Eugen«. Ob ich das Glück fühle, dabei zu sein? Ob ich es fühle! ›Ich weiß, Sie sind froh‹, schreiben Sie. Wie Sie das erraten haben, Sie Kenner. Ob ich froh bin! Mir fällt schrecklich viel ein, zum Beispiel, daß wir uns eigentlich niemals näher waren als jetzt. Ich meine das nicht im lokalen Sinne, denn Sie sind in Salzburg; sondern im Punkt der Gesinnung. Sie können sich noch erinnern, wie ich Dragoner war. Sehen Sie, es ist das einzige, was ich ganz vergessen hatte. Ja, Sie haben recht. Wie sagt doch Baudelaire: Was wir vor zwanzig Jahr'n für zwei

Hallodri war'n! Sonst hat sich wenig verändert. Was den Poldi anlangt, an dessen Stimme Sie sich seit damals dunkel erinnern, so kann ich Ihnen mitteilen, daß auch bei ihm sich wenig verändert hat, es wäre denn, daß die Umstände schon zu der Zeit, wo ich nicht vor Warschau stand, ihn verhindert haben, dort Generalkonsul zu sein. Ich hätte ihn also nicht getroffen; gut, daß ich nicht dort war. Das Buch, das er mit vierzig Jahren hätte schreiben sollen, ist noch nicht erschienen, und zu dem mit sechzig, sagt er, hat er noch Zeit. Tatsächlich aber hat er neulich, während draußen die Burgmusik spielte, Baudelaire deklamiert, um Ihre Illusionen, Sie lieber Phantast, nicht ganz zu enttäuschen. Er hat durchgehalten. Die Zeit ist ernst, die Stimmung zuversichtlich. In diesem Sinne grüße ich Sie.« So ungefähr hätte Herr v. Hofmannsthal sich aussprechen sollen, ohne gezwungen zu sein, auch nur anzudeuten, daß er im Krieg eine Tätigkeit ausübe, mit der verglichen die im Kriegsarchiv auf der Mariahilferstraße gefahrvoll ist, von den Helden der Kriegsberichterstattung nicht zu reden, die doch oft den Rauch der Kaffeehäuser im engeren Kriegsgebiete zu schlucken kriegen, und ganz zu schweigen von manch einer draufgängerischen Kollegin, die eben dort, wo Männer auf Eroberungen ausgehen, am liebsten auch die Hände nicht in den Schoß gelegt hätte. ~~Die Dienstleistung aber~~, die Herr v. Hofmannsthal erwählt hat, bietet dafür den Vorteil, daß sie den Funktionär in einem angenehmen Inkognito erhält, dem zwar kein Lorbeer blüht, das aber den Glauben, er stehe vor Warschau, ~~weder hervorruft noch ausdrücklich in Abrede stellt~~. Hätte Herr v. Hofmannsthal der Gnade des Schicksals oder wie die Protektion heißen mag, die ihn unsichtbar gemacht hat, sich durch den Vorsatz würdig gezeigt, auf Kriegsdauer auch unhörbar zu sein, so hätte ich gern davon Abstand genommen, die Verlegenheit, in die ihn der taktlose Gruß des Herrn Bahr gebracht hat, zu vergrößern. Niemand hätte ihm vorgeworfen, daß er, der doch einst als Dragoner sein Jahr an der Seite des Bahr absolviert hat, das Glück, dabei zu sein, in einer ziemlich versteckten Filiale des Kriegs verspiele. Er hätte nichts zu tun gebraucht, als den gewagten Ausspruch, mit dem er seine »Österreichische Bibliothek« eingeleitet hat: »Es ist etwas Stummes um Österreich«, für seine Person wahr zu machen. Er hätte nichts zu tun gehabt, als zu schweigen, in einer Zeit, in der manche »nichtgediente« Kollegen, die zum Wort eine,

wenn auch nicht so erlesene, so doch tiefere Beziehung haben als er, es der Tat, zu der sie nicht geboren wurden, opfern mußten! In dem Augenblick, als er Musenalmanache auf das Jahr 1916 herausgab, schwarz-gelbe Büchel aussteckte und die unleugbare Popularität des Prinz Eugen-Marsches für literarische Zwecke zu fruktifizieren begann, war jede Diskretion über die weite Entfernung, in der sich seine einwandfreie Gesinnung von dem ihr angemessenen Schauplatz aufhält, überflüssig. In dem Augenblick, als er hervortrat, war es klar, daß er nicht in Warschau sei. ~~Er mußte es nicht mehr dementieren. Er konnte die Theaternotizen, in denen von seinem Abmarsch an die Front berichtet wurde, unwidersprochen lassen. Er konnte die Ehre, die ihm durch das Manifest des Bahr angetan wurde, auf sich sitzen lassen!~~ Jeder wußte es und konnte ihm ins Gesicht sagen, daß er in Wien sei, und an diesem Zustand ist nichts unstatthaft als der volle Mund einer Kriegsfürsorge, die anderen den Krieg besorgen möchte und sich selbst mit der Literatur zufrieden gibt. Denn da möchte ich doch bitten: wenn einer bei Kriegsausbruch im Vorzimmer einer Wohltätigkeitsanstalt gesehen wurde, von des Gedankens Blässe angekränkelt, wenn einer in einem heiligen Augenblick so verfallen aussah, wie zwanzig Jahre in der Erinnerung, so hat er auf Kriegsdauer jede Annäherung an den Prinzen Eugen zu unterlassen; wiewohl dieser auch wenig Freude an dem Weltkrieg gehabt hätte, aber selbst heute und trotz dem Bündnis mit der Türkei das mit der Brucken nicht so gemeint hätte, daß man konnt hinüberrucken ins Kriegsfürsorgeamt! ~~Es ist unwürdig, sich von einem Professionsgrüßer ein »Glückauf, lieber Leutnant« zurufen zu lassen, wenn man bei sich selbst weiß und sich jeden Tag davon überzeugen kann, daß man das Glück hat, hinauf in ein Bureau gekommen zu sein. Man hat den Zuruf »Ich weiß, Sie sind froh« in solcher Lage mit einem lauten und vernehmlichen Ja zu quittieren, ganz als stünde man vor einem andern Altar als dem des Vaterlandes.~~ Niemand hat von Leuten wie Bahr und Hofmannsthal Bravourstückeln in den Dolomiten erwartet; von Hofmannsthal nicht, weil er dazu zu gut erzogen ist, und vom Bahr nicht, wiewohl der Alterston des Abschiednehmers, der zwar nicht mehr mittun kann, aber von der rüstigen Jugend nicht vergessen werden will, keineswegs darüber hinwegtäuschen darf, daß die Biederkeit auch waffenfähig ist und

daß schon ältere Älpler in diesem Krieg losgegangen sind. Item; man war nie so herzlos, die Namen der beiden Herren in einer Verlustliste zu vermissen — obgleich sie schon manch wertvollere, wortärmere Menschen angeführt hat und wenige, von deren Fortleben sich eine ungünstigere kulturelle Wendung befürchten ließ. Aber der Übermut, der, nicht zufrieden, daß das Glück des Augenblicks lebenslänglich erstreckt wird, noch täglich in der traurigen Gewinnliste des Hinterlands figurieren will, ist wahrlich die lästige Kehrseite des Mutes, der einem erlassen wird. Herr Hofmannsthal hatte erst zu dementieren und dann ein Patriot zu sein! Oder zu schweigen und dann auch, solange der Krieg dauert, keine Musik dazu zu machen! Wenn er nicht bis Warschau gekommen ist, so hatte er auch nicht nach Berlin zu gehen und dort ~~nebst einigen anerkennenden Worten für »Hindenburgs Siegeszug nach Warschau«~~ eine Rede über den Krieg gegen Italien als »unseren Krieg« zu halten. ~~und durch solche Wendungen den schon ganz konfusen Bahr in Versuchung zu bringen, bei ihm anzufragen, ob er nun bald in Venedig sein werde, nämlich am Lido, wo Bahr selbst schon in den buntesten Uniformen Aufsehen erregt hat. Aber~~ niemand hat dem Herrn v. Hofmannsthal, den der Treubruch Italiens einen Dreck angeht — privat mag er ihn schmerzen, weil er ihn verhindert, Goethes dritte italienische Reise zu machen —, niemand hat ihm außer dem Kriegsfürsorgeamt noch das Amt gegeben, die Nation zu vertreten. Er mag ja, was nicht schwer ist, eine ehrlichere Haut sein als der d'Annunzio, aber es ist kompletter Größenwahn, der ihn in die künstlerische wie politische Rivalität treibt, denn abgesehen davon, daß er mit dem bißchen ästhetischen Kram in Österreich weit weniger Staat machen kann, als jener mit seiner melodischen Fülle in Italien, wird doch d'Annunzio aus diesem Krieg mit etwas geschwächter Sehkraft hervorgehen, während Herr Hofmannsthal schon heute mit zwei blauen Augen davongekommen ist. Wenn einer statt vor Warschau zu stehen, im Kriegsfürsorgeamt sitzt, statt in Venedig einen Bombenerfolg zu haben, auf dem Podium der Berliner Singakademie steht und statt in Belgrad einzurücken, im Verlag der ‚Muskete' einen Prinzen Eugen mit Bildeln herausgibt — dann hat selbst einer, der sonst der letzte wäre, aus jenen Unterlassungen jemand einen Strick zu drehen, das Recht, sie festzustellen. ~~Der alte Weg, den schon das Nibelungenlied~~

ging, ist jener gerade nicht, den der Herr Hofmannsthal gegangen ist, aber sicher hat der alte Mentor recht, wenn er bezweifelt, ob diese zwanzig Jahre, die so blaß wurden, als sollten sie gehalten werden, gut für uns waren. Was sein Telemach — »griechisch: Telemachos, der aus der Ferne Kämpfende« — getan hat, entspricht höchstens der Sorge, »immer etwas zu haben, wobei man sein kann«, oder wo man dabei sein kann. Gewiß, man soll ihm nicht vorwerfen, daß er die große Zeit nur mit dem Erlebnis der Bündnistreue hingebracht hat und damit, andere patriotisch zu ermuntern: er war wie bei manchem harten Strauß auch wieder bei jenem beteiligt, dem er die Libretti liefert, und er hat die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, zu Ehren Shakespeares ein intellektuelles Feuerwerk abzubrennen, bei dem die Einfälle knallten, ehe sie leuchteten und durch den Widerspruch, mit dem sie aufeinander losplatzten, einiges Aufsehen entstand. Er sprach davon, daß die »heutige Zeit keinen tieferen Drang kenne, als über sich selber hinauszukommen« — Glückauf! — und wenn Shakespeare bisher der Geist war, der alles sagt, »was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in den Herzen der Menschen verbirgt, was ein Gemüt ängstlich versteckt«, so werde »einem anderen Geschlechte ein stummer Shakespeare entgegentreten«. Shakespeare hätte das Gemütsleben einer Zeit, an der nichts ungeheuer ist als der Kontrast von ängstlich versteckten Gedanken und angemaßten Taten, wohl zur Gestalt gebracht; aber was uns vorderhand genügen würde, ist nicht so sehr die Erwartung eines stummen Shakespeare, als die Vermeidung eines lauten Hofmannsthal. Denn eben dieser ist eines der hervorragendsten Beispiele aus der Armee von Literaten, die zur Verherrlichung von Ereignissen ausgesendet wurden, welche sie um keinen Preis erleben möchten, und denen im Krieg »schrecklich viel eingefallen« ist. Sein ganzer Ruhm, der immer auf so schwachen Beinen stand, daß er nun vollends militärtauglich wurde, ist ihm dabei eingefallen. Der Krieg hat durch die Anziehung, die er auf die schwerpunktlosen Gehirne, auf das Scheinmenschentum, auf die dekorationsfähige Leere ausgeübt hat, Unwerte vernichtet und sich wenigstens darin von seiner positiven Seite gezeigt. Herr Hofmannsthal, der vom Vaterland erwartet, daß es ihn nicht rufe, wenn er von Schlachtenruhm träumt, aber wenn er erwacht, ihm Grillparzers Ehren erweise, er,

der nie mehr war als ein tauglicher Übersetzer fremder Werte oder ihr kunstgebildeter Vertreter, nie mehr als der gefällige Platzhalter eines vor ihm gegebenen Niveaus, auf dem sich die Natur unwohl gefühlt hat, dieser Hugo Hofmannsthal ist wie kaum einer aus der Schar geistiger Flüchtlinge um sein bißchen Besitzstand gebracht. Österreich irrt wie immer, wenn es in einem, der heute eben noch die Geschicklichkeit hat, sich mit den Landesfarben zu schminken, seinen geistigen Vertreter sieht. Es müßte ihm die Lizenz entziehen, das Wort in vaterländischer Sache mit mehr Anspruch auf Glaubhaftigkeit zu führen als ein beliebiger Journalist, und ihn endgiltig in die Redaktion verweisen, aus der Sphäre der Wohltat, wo an Literaten Kriegsfürsorge geübt wird, in einen jener dunkeln Privatbetriebe, wo Worte unerlebten Gesinnungen dienen müssen. Schon damit Herr Bahr, dessen Wehrfähigkeit trotz der Musterung, der er sich am Lido freiwillig unterzog, nicht mehr in Anspruch genommen wird und dessen nationale Bestrebungen weniger die politische Arena als die eines Zirkus verlangen — schon damit er wisse, wo er ihn und seinesgleichen zu finden hat, ihn nicht vergebens am Wachtfeuer suche und dort auch nicht vermisse!

Der tragische Karneval

Die Münchner Polizei hat bereits in zwei Fällen Veranlassung genommen, gegen auffallend gekleidete Damen einzuschreiten. Am Montag ereignete sich der dritte derartige Fall .... Sie trug einen blauen Kittel, einen kurzen weißen Rock, weiße Schuhe, blaue Strümpfe und am Kopf eine blauseidene Zipfelmütze .... Ein Polizist war über den Aufzug empört und führte die Dame zur Polizeidirektion. Der Polizeipräsident erinnerte das Fräulein daran, »daß wir nicht im Karneval leben«. Unter Tränen bat die Zurechtgewiesene um Entschuldigung.

Dem Siegeslauf der Schalek, die jetzt die Front am Isonzo abgeht und augenblicklich die Honveds auf Doberdo inspiziert, auch nur auf einem Abschnitt zu folgen, ist einstweilen, da die Wachsamkeit an hundert andern Einbruchsstellen der Kulturschande beschäftigt ist, unmöglich. Unmöglich auf andere Art, als das, was geschieht, unmöglich ist und die Schalek selbst ein Ding der Unmöglichkeit. Leicht macht sie es mir ja nicht. Versuch' ich wohl sie diesmal festzuhalten und fasse ich sie satirisch, so meint man, ich hätte zur gegebenen Kontrastwirkung noch eins hinzugetan. Zitiere ich sie aber, so glaubt man, ich hätte den Text gefälscht. Sage ich, wie ich oben getan, die Schalek sei die Front abgegangen, so hält man es für meinen Witz; denn die Komik ihres Dabeiseins so auszudrücken, als täte sie es nicht bloß einem Soldaten gleich, sondern gar einem General, könnte doch nur Übertreibung sein. Zitiere ich sie aber, behaupte ich, sie habe neulich mit den Worten begonnen: »Schritt für Schritt bin ich die Front am Isonzo längs des Görzer Abschnittes abgegangen«, so wird man verwirrt, und der Humor der Erscheinung leidet durch den Zweifel, ob nicht eben das nur Erfindung sei. Es bleibt nichts übrig, als eine Kampfpause der Schalek abzuwarten, und indem ich sie selbst sprechen lasse, durch Ausführlichkeit die Echtheit zu beglaubigen. Vorläufig ist kein Ende abzusehen. Allen

Einflüsterungen der Kommandierenden zum Trotz, die, statt zu kommandieren, ihr den Rat gaben: »Fahren Sie weg!«, ist sie geblieben, und wiewohl man ihr sagte: »Sie brauchen ja nicht im Schrapnellhagel zu schreiben!«, wollte sie nicht als Auskneiferin dastehen und treibt sich ausgerechnet überall dort herum, wo es am gefährlichsten ist. So steht die Schalek mitten im Kugelregen, ißt Spargel am Tisch des Divisionärs, schlüpft in Unterstände, scheut die Beobachter auf der Podgora nicht, besucht sie, und findet, wenn sie des Abends kampfmüde heimkehrt, ihr Zimmer, das keineswegs bombensicher ist, mit Rosen gefüllt. Der Niederschlag dieser vielfältigen Erlebnisse ist eine unerbittliche Serie von Feuilletons, die von der durchhaltenden Geschmacklosigkeit eines gegen Hohngelächter gepanzerten Herausgebers fortgesetzt wird, die sich aber durch den Vermerk »Nachdruck verboten« vergebens gegen das Schicksal zu schützen versuchen wird, als Zeitdokument schwersten Kalibers jenen kommenden Geschlechtern übermittelt zu werden, die vielleicht wieder zwischen Mann und Weib unterscheiden möchten — bewahrt zu werden als die nicht mehr steigerungsfähige Karikatur der Mißgestalt, in der ein völlig scham-, hemmungs- und verantwortungsloser Zeitgeist seine blutigen Possen getrieben hat. Denn sage ich, die Schalek habe nicht als Auskneiferin dastehen wollen, so wird man's so lange für meinen Witz halten, bis ich dartue, daß es ihr Ernst ist. Ihre Worte in ihrem Druck fangen nicht: man lacht und vergißt. Meine in meinem sind nur meine Wirkung. Ihre Worte in meinem Druck werden es bezeugen! Wer vermöchte gleich mir die Welt zu erschüttern durch nichts als daß er alles, was sie schon weiß, wiederholt? Sieht man jetzt Weiber militärisch verkleidet und empfängt man, weil man sie trotzdem grüßt, statt eines Kopfnickens, das die Disziplin des Geschlechts noch immer vorschreiben sollte, ein stramm Salutieren, so mag man staunen, wie der abgestandene Operettenwitz, der veraltet war, ehe das soziale Leben den ersten Mißbrauch der Weiblichkeit ankündigte, der schale Ulk der komischen Alten als Feldwebel oder bemoostes Haupt, jetzt auf realen Leichenfeldern Zugkraft erhält. In dem schrecklichen Einzelfall der Reporterin jedoch, die dank dem faulen Zauber der Hysterie (der die Menschheit anästhesiert und einzig zu jener ~~aktiven und passiven~~ Standhaftigkeit vor der Maschine befähigt, welche Heldentum heißt und größer ist als Hektors

Mut, ders mit keinem Mörser aufgenommen hätte), in der Schreiberin also, die vermöge der antreibenden Gewalt seelischer Unterernährtheit alle Sensationen dieser welthysterischen Zerrüttung erleben kann und der glaubwürdige Gewährsmann dieses Kriegs wird: in dem stärksten Monstrum dieser Ausnahmszeit ist der ganze tragische Karneval enthalten. Die Sage von uns wird erzählen, daß Frauen, die als Frauen, also auffallend gekleidet gingen, verhaftet wurden. Den Amazonen aber ward in der Kindheit die rechte Brust abgebrannt, um sie zum Bogenspannen, noch nicht zum Schreiben tauglich zu machen, und die Fabelphantasie keines Zeitalters hätte ausgereicht, die Schalek auf dem Kriegspfad zu erfinden.

Sie findet ihr Gegenstück etwa in den entmannten Männern der Wissenschaft, die dort, wo sie nur schießen hören, gleich mit einem Ehrendoktorat zur Stelle sind, und noch eine Begründung hiefür bereit haben. Nicht errötend folgen sie den geistigen Spuren der Schalek, die ja die kulturelle Gleichstellung Skodas mit Kant als erste befürwortet hat. Generale aber, die ihre Pflicht nicht zuletzt in deren Absonderung von anderen Idealen erkennen, für das Wesen und die mit keiner metaphysischen Sphäre vereinbare Fachlichkeit ihres Berufs ein korrektes und somit besseres Verständnis haben als Philosophieprofessoren, die die Ehre ihres Studiums an die Erfolge des Kriegs vergeben, empfangen im düstern Umkreis ihres Wirkens nur dann einen heiteren Eindruck, wenn Rektor und Prodekan aus der Operette ins Quartier kommen und das Doktorat hervorziehen. Es wäre ihnen ja lästig, wenn sie nicht lachen müßten und ihnen nicht zur Revanche die Frage auf der Zunge läge, ob die Herren Philosophen vielleicht Lust hätten, länger zu bleiben und Feldwebel honoris causa zu werden. Kein Auftrag, als der der immer beunruhigten Streberseele und etwa noch die kindische Sucht, aus allem ein Ornament zu machen und eine Auszeichnung wenigstens am andern zu sehen, wiewohl sie zum Verdienst so paßt wie das Auge zur Faust — kein Auftrag, kein Zwang, kein Wunsch hats ihnen geschafft. Niemand hätte es vermißt, wenn's nicht geschehen wäre. Die Generale wissen nicht, was sie damit anfangen sollen, aber die Philosophen, die mit jedem Tage seit dem Tod Schopenhauers und vor allem seit Kriegsbeginn größere Optimisten werden, sind unerschöpflich in der Hingabe ihrer Ehre, so daß es fast den Anschein

hat, als wollten sie den Siegen zuvorkommen und als wären diese an den einstimmigen Beschluß der Fakultät geknüpft. Austauschprofessoren mögen unterwegs in Streit geraten, wer mehr Ehrendoktorate verliehen hat. Die Empfänger aber sind sich nicht im reinen darüber, ob das Doktorat der Philosophie für sie eine honoris causa ist. So viel nur wissen sie und haben auch sie aus der Philosophie gelernt, daß solche Gabe für die jetzt tief unter dem Niveau der Schopenhauerschen Mißachtung stehenden Verleiher in Wahrheit eine causa turpis ist! Wäre zum Glück nicht überall dort, wo der Rang ist, auch die Fähigkeit — was ja sogar von den Universitäten angenommen wird —, und gäbe es im Reich der Erscheinungen, in das jetzt die Philosophie mit Ehrendoktoraten eintritt, Unterschiede wie etwa zwischen einem Napoleon und einem, dem der Krieg nur vom Kino bekannt wäre und der vor jedem Bild, das fallende Menschen vorführt, nichts zu sagen wüßte als etwa: »Bumsti!« oder »Aha!« — die Vertreter der optimistischen Weltanschauung würden manche Enttäuschung erleben. Ich spreche nicht aus Neid; ich weiß, daß es mir auf Lebenszeit versagt ist, das Ehrendoktorat der Philosophie zu erringen, selbst wenn ich nachweisen könnte, daß ich Leibniz für einen Fabrikanten von »Keks« halte. Denn dieses Verdienst würde reichlich aufgewogen durch meine Erkenntnis, daß Professoren der Philosophie, die dem Weltuntergang mit Ehrendoktoraten schmeicheln, von allen Karnevalstypen, auf die der Mond dieser Mordnacht grinst, die weitaus lächerlichsten und verächtlichsten sind.

Und eins in dieser Erkenntnis sind mit mir jene Exponenten des Unglücks, deren menschlichem Sinn die Pflicht noch immer besser zusagt als die Abwechslung durch einen Firlefanz, der sie erschwert. Eins in der Ansicht, daß Philosophen und Weiber, die die Ehren ihrer Berufe dort ablagern, wo sie nicht hingehören und wo man sie nicht braucht, daß Dekane, die der Glorie noch den Doktorhut aufstülpen wollen, und Jourkoryphäen, die an Artilleriestellungen ihre Neugierde befriedigen möchten, nicht jene Botschaft aus dem Hinterlande bringen, die sie zum Dank für die Mühe, es zu schützen, von dort zu empfangen gehofft haben. Noch warten wir aber auf eine von ihnen, die uns die tröstende Gewißheit brächte, daß sie solche Zumutungen künftighin mindestens so mühelos abweisen werden wie den Angriff des Gegners. Von einem Hinauswurf der Professoren haben wir noch nichts vernommen.

Aber die günstige Nachricht sei weitergegeben, daß die Schalek nicht überall durchbrechen konnte, von der Südwestfront zurückgeworfen wurde und daß wenigstens dieser Teil des Kriegsschauplatzes zu einer unwirtlichen Gegend für den innern Feind geworden ist, von dem uns die Abwehr des äußern keineswegs befreit hat, den aber von einem bestimmten Punkte zu verjagen in beispielgebender Weise geglückt scheint. Die Schalek mußte zurückgehen, kein Unterstand wurde ihr gewährt und nichts zu essen gegeben. Wir entbieten den tapferen Offizieren für dieses Vollbringen unsern Gruß wie es in jener Zeitung heißt, von der jetzt wenigstens das Totschweigen einer Front, deren Männer nicht imstande waren, der Schalek ins Auge zu sehen, gern zu erwarten ist. Allen, trotz allem äußeren Gelingen Verzagten sei diese Kunde von einer vorbildlichen patriotischen Tat gebracht, durch die es mit einem kühnen Handstreich geglückt ist, einmal die inneren Grenzen zu schützen. Wie schön wäre es, wenn sich in einer Zeit, die für Mitteilungen gegenteiligen Inhalts, für Interviews u. dgl., Rücksichten nicht kennt, kein formales Hindernis gegen die Beglaubigung solcher Nachricht stellte. Die Verhüllung hat sonst den Sinn, dem Gegner nicht mehr zu verraten als was er ohnedies schon weiß. Dem Todfeind sollte mit aller Deutlichkeit gesagt werden können, an welchem Punkt er keine Aussicht hat vorwärts zu kommen, aber die Sicherheit, mit der langen Nase, mit der er gekommen ist, abzuziehen. Es sollte der Gegenwart gemeldet werden, die solches noch nicht gehört und im Glauben an eine Macht, die bis zu den höchsten Spitzen der Natur und der Gesellschaft reichen müsse, allen Mut verloren hat. Es werde der Zukunft verkündet, die uns um des Beispiels willen, das mutige Männer auf dem vorgeschobenen Posten einer verlorenen Zeit gegeben haben, nicht ganz verwerfen wird, um des Vorzugs willen, in dem tragischen Karneval, den wir uns leisten konnten, doch einmal für einen Augenblick die Besinnung gefunden zu haben!

Notizen

Ein Brief mit Trauerrand, namenlos wie sein Schmerz. Hier als Epitaph gesetzt, bedeute er, daß ich den Dank der Mutter zurückgebe und in dem einen Unbekannten aller so dem Leben entrissenen Jugend Ehre erbiete.

16. Mai 16

Am Abschlusse seiner Universitätsstudien rückte unser Sohn Josef zum Feldkanonenregiment Nr. 30 ein.

Er war der Tüchtigsten und Bravsten einer, hieß es.

Am 29. Februar ereilte ihn sein Schicksal. Als Fähnrich am Beobachterstand traf ihn die feindliche Kugel.

Die große silberne Tapferkeitsmedaille sandte man seinen Eltern zu, deren einziges Kind und einziges Glück er war.

Er selbst ruht in Rarancze neben dem Glockenturm der hölzernen Kirche, und sein Grab grünt und blüht.

Karl Kraus!

Nimm seinen letzten Gruß entgegen!

Du hast ihn nicht gekannt und doch standest Du ihm am Nächsten in der Welt!

Er gehörte zu Deiner Gemeinde und war Dein treuester Anhänger und Streiter. Wie liebte er dich! Dein Bild schmückt sein Zimmer. Deine Bücher zieren es. Mit Menschen, die ihm nicht würdig schienen, vermied er es von Dir zu sprechen; ich seine Mutter wußte, was Du ihm warst!

Es ist mir wie ein heiliges Vermächtnis, ich mußte Dir es sagen, denn er war Deiner nicht unwürdig!

Ich blicke auf das letzte Bändchen der Fackel, das ich in Händen halte — ich könnte vergehen vor Schmerz und Jammer, daß sein Auge nie mehr darauf ruhen wird, und daß dieser edle Jüngling sterben mußte für diese Menschheit!

Sein letzter Gruß, sein letzter Dank sei Dir Karl Kraus geweiht von

seiner Mutter.

* * *

Von einem Mann namens Ernst Posse

Der Sinn der waffenbrüderlichen Vereinigung wäre unvollkommen, wenn nicht zur Hebung des Fremdenverkehrs und zum Austausch der Professoren auch ein Wechselgastspiel von Redakteuren käme, etwa so, daß der Chef des ‚Fremdenblatts' seinen informierten Mist in der ‚Kölnischen Zeitung' ablagert und der Chef der ‚Kölnischen' dafür seinen Kohl im ‚Fremdenblatt' pflanzt. Pfingsten, ein Fest, das, wie Weihnachten und Ostern ihre Heiligkeit, längst seine Lieblichkeit unter Zeitungspapier begraben hat, war die Gelegenheit:

»Zum ersten Male nimmt der hervorragende erste Schriftleiter der ‚Kölnischen Zeitung', jenes ausgezeichneten Blattes von wohlverdientem Weltruf, das in mehr als hundertjähriger ununterbrochener Überlieferung uneigennützig im Dienste großer und gerechter Sachen steht, im Weltkriege das Wort in der österreichischen Presse: wir sind ihm dafür zu besonderem Danke verpflichtet.«

Ähnlich dürfte sich an dem gleichen Tage Köln über Wien geäußert haben. Der geistige Vertreter jener Stadt, die, wie man gleich sehen wird, ihren Geruch in der Welt mit weit mehr Recht dem Kölnischen Wasser als der Kölnischen Zeitung anvertraut, heißt Ernst Posse, ist aber nur in seinem Zunamen ernst zu nehmen. Da das Fremdenblatt dem Aufsatz die Bemerkung nachschickt, daß Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt und erwünscht sei, so will ich's unternehmen. Man wird nicht nur daraus ersehen, was von einem Geisteszustand zu erhoffen ist, dessen maßgebendster publizistischer Vertreter mit Recht den Namen Posse führt, sondern auch erfahren, wie der Vorwurf, daß ich die Presse überschätze, an dem eigenen Machtwahn dieser Standesgenossenschaft zu Schanden wird. Unter dem Titel »Wie gründen wir Mitteleuropa?« zeigt ein Schwätzer den einzig richtigen Weg, der zu solcher Gründung führen kann: mit der Phrase dort zu beginnen, wo man mit ihr geendet hat; denn neues Leben blüht aus den Ruinen. Wäre die Sorte Menschheit, die es probieren will, weil ihr dieser Wechsel vom Hörensagen bekannt ist, nicht völlig ausgehöhlt und auch nur eines Gedankens noch fähig, sie würde ihre Wortführer mit nassen Fetzen aus den Redaktionen des Weltbrands jagen. Der geistige Austausch der Herren Szeps und Posse hat aber seine Vorgeschichte:

herbei. Sie möchten mit auf das Bild. Beim Brigadier wartet ein Frühstück auf uns; dankbar nehme ich's an.. Weil mich Cadorna heute wiederum verschonte, weil die Granate wiederum gerade um ein Viertelstündchen zu spät kam, gibts eine Flasche echten Champagners und als besonderen Lohn eine Dose wirklichen Kaviars. Knusprige Kipfel und bunte Blumen, Radieschen und ein Damastgedeck — solche Kontraste gibt's nur an der Front....

— —

Wien, 13. Juli.

... An solchen Ausartungen der weiblichen Natur können wir nicht schweigend vorübergehen, weil sie manches erklären, was zu den Erlebnissen dieses Krieges gehört, und weil uns in solcher Denkweise und in solchen Handlungen etwas Fremdartiges entgegentritt, zu dessen Verständnis die bisherigen Erfahrungen wenig zu sagen haben .... diese abstoßende Unweiblichkeit, diese auf der Gasse zur Schau getragene Gemütlosigkeit sind Merkmale ernster Verwilderung.

... Eine Frau, die den Beruf, zu dem sie geschaffen ist, nicht erfüllt, muß durch Anlage und Erziehung gütig sein, damit sich nicht Besonderheiten herausbilden, die aus den Störungen im körperlichen Gleichgewichte entstehen mögen.... Wie das immer zu sein pflegt, daß die Frau, wenn sie aus der Eigenart des Geschlechtes heraustritt, ihre Zartheit abstreift und sich zum Mannweib verunstaltet, zu einer seltsamen Grausamkeit neigt, hat sich diese Erfahrung auch in England wiederholt....

(Ach so!)

Da werden Weiber zu Hyänen. Die Spinster .. darf nicht mit ihrer festländischen Schwester verglichen werden. Diese ist gewöhnlich ein liebes, gutmütiges und bescheidenes Wesen .... Die Spinster in England .. will durch Erfolg und Macht im öffentlichen Leben entschädigt sein.

... Sie kann die Kriegsleidenschaften schüren und auch fanatische Frauen mit sich fortreißen, da sie den Schmerz einer Mutter nicht spürt. Wenn es nur wirklich Leidenschaft und Fanatismus wäre. Es kann auch sein, daß die Suffragetten sich in ein nüchternes Geschäft mit der Kriegspartei eingelassen haben .... und vielleicht wurden sie gemietet, um die erlöschende Glut wieder anzufachen.... Dem Himmel sei Dank, daß eine österreichische Frau .. im Kriege dort ihren Platz gewählt hat, wo Kranke zu pflegen, Müde zu erfrischen und Bedrückte zu trösten sind....

Wir im Reiche werden uns erinnern, daß Minnesangs Frühling an der Donau blühte, daß Walther von der Vogelweide, der Preiser deutscher Art und deutscher Sitte, in Österreich singen und sagen lernte, daß unser nationales Lied von der Nibelungen Not und Tod zuerst am Wiener Hofe vorgelesen wurde; und in den verbündeten Ländern wird man jetzt noch tiefer empfinden als vordem, daß die Dichter und Denker der Wirkungszeit des großen Friedrich, mag ihre Wiege im geschmeidigen Süden, in Franken, in Schwaben oder im spröderen preußischen Norden gestanden sein, in ihrer Muttersprache auch für sie dichteten und dachten, daß ihre Werke deutsches Gemeingut sind.

Das gemeinste deutsche Gut dürfte die Anwendung dieses Wortes sein. Die Dichter und Denker im Reich, die Singer und Sager in Österreich — unter denen aber die Singer in der Majorität sind —: diese alte Wechselbeziehung in Ehren. In Wahrheit wird kein Mensch im »Reiche« sich je an einen andern geistigen Zusammenhang mit Österreich erinnern, als daß die Reinhardt und S. Fischer aus Budapest in Berlin reüssiert haben. Aber die Theaterdirektoren müssen sich aufs Kino verlegen und die Tage der Verleger sind gezählt. Dafür bricht die Zeit der Minnesänger wieder an. Hört, hört:

Uns Journalisten wird in einer Zeit, wo Bücher kaum noch gelesen werden, eine ähnliche Aufgabe zufallen wie die, welche unsere Vorläufer in den Jahrhunderten vor Erfindung der Druckkunst, als Bücher noch nicht gelesen wurden, zu erfüllen hatten, indem sie, fahrende Sänger und Vaganten, von Hof zu Hof zogen, um ihren Zeitgenossen in einer ihrem Verständnis und ihrem Geschmack angemessenen Form die Zeitung zu künden. Allen denen unter uns aber, die gedankenlos in den Tag hineinlebten, und den nicht minder Zahlreichen, die sich gegen den Einfluß der Presse wegwerfend spreizten und sperrten, hat der Krieg offenbart, welche Macht der moderne Zeitungsschreiber in der Hand hält. Man denke sich, wenn man kann, die Zeitung weg in diesem internationalen Aufruhr der Gemüter; wäre ohne sie der Krieg überhaupt möglich geworden, möglich in seinen Entstehungsursachen, möglich auch in seiner Durchführung? Ich will hier nicht untersuchen, ob der Offenbarer Krieg, der den Menschen und den Dingen bis auf den Grund ihres Wesens schaut, an der Presse mehr Schatten- als Lichtseiten erkannt hat. Jedenfalls wird für die Beurteilung der Zeitung die Beleuchtung, in die der Krieg sie gerückt hat, auf lange hinaus maßgebend sein.

Ach, daß wir's hoffen könnten! Und daß wir's endlich gehört haben! Endlich auch das schwarz auf weiß haben! Ohne die Presse wäre der Krieg überhaupt nicht möglich gewesen! In seinen Entstehungsursachen nicht und nicht in seiner Durchführung! Der Wiener Rädelsführer des Weltverbrechens hat einmal geschrieben:

»Vor einigen Tagen war in den englischen Blättern, die seit Jahren die Holzstöße zum Weltbrande herbeigeschleppt haben, zu lesen . . . .«

Wenn so etwas der englischen Presse nachgesagt wird, dachte ich, dann wird der Presse als solcher ja die Fähigkeit dazu nachgerühmt. Dieser indirekte Beweis für mein Recht, die Presse zu überschätzen, wird nun durch das direkte Geständnis übertrumpft. Und allerorten beginnt jetzt die Presse, sich des Einflusses rühmend, den sie der feindlichen Presse zum Vorwurf macht, sich stolz der Urheberschaft am Weltkrieg anzuklagen. Tua culpa, tua culpa, mea maxima culpa. Das Kinderspiel der Erwachsenen »Wer hat angefangen?« wird auch in den Lagern der internationalen Journalistik und hier mit dem berufsgenossenschaftlichen Stolz, der die fremde Schuld zum eigenen Ruhm macht, erörtert. Der Journalismus ist die einzige Internationale, die durchgehalten hat, denn Journalisten kämpfen ja nicht gegeneinander, sondern gegen die Völker der anderen. Einig bleiben sie in dem allgemeinen Siegerbewußtsein, daß es doch schön sei, in einer Welt zu leben, die man vermöge jener unumgänglichen Verbindung von Abhub und Druckerschwärze und jener unwiderstehlichen Wirkung von Druckerschwärze auf Geistesschwäche zerstören kann. Da und dort beeilen sie sich nun, ihre Opfer durch den Vorschlag von Reformen zu entschädigen, empfehlen internationale Überwachungsbureaux, Journalistenakademien und natürlich den Austausch von Berufsgenossen, und einer versteigt sich sogar zu der Meinung, daß »die Hauptsache doch immer das Verantwortungsgefühl« sei. Wie sich jene aber eine Heilung des Weltkrebses durch kosmetische Scherze vorstellen, wie sich dieser das Fortbestehen einer Presse bei Züchtung einer Eigenschaft denkt, die den Lebensnerv der Presse zerstört, beides ist gleich rätselhaft. Journalistenakademien — das bedeutet die Graduierung der Schande; es ist das Projekt des Größenwahns, der mit einer Gewerbeschule des Verbrechens nicht mehr auskäme.

Austausch von Journalisten – das wäre der Entschluß, im eigenen Staat das falsche Geld des andern anzuerkennen. Internationale Überwachungsbureaux: die Überwacher der Presse hätten genug zu tun, sie auf Reklamenotizen für ihre Tätigkeit zu durchsuchen. Was soll aber vollends die Einführung eines Verantwortungsgefühls, da doch die Presse als ganze eben den mechanischen Ersatz eines solchen bedeutet? Schon meldet sich ein Gegner derartiger Reformen, der offen erklärt, daß es nicht angehen würde, beim Verantwortungsgefühl stehen zu bleiben, »ohne dessen Grenzen nach oben und unten zu untersuchen«. Das Verantwortungsgefühl muß seine Grenzen haben. »Die Mitschuld der Presse am Kriege ist nicht zu bestreiten — aber kann man ihn aus dieser Tatsache allein erklären?« Was der Presse — natürlich nur der feindlichen — an Verantwortungsgefühl gefehlt habe, habe ganz Europa gefehlt. Immerhin wird die Wirkung der Druckerschwärze, deren Verschleißer sich meinen Angriffen durch den Hinweis auf ihre Vergänglichkeit zu entziehen pflegten, jetzt unter die Kriegsursachen eingereiht, dem Feinde zur Schmach, dem Berufe zum Stolz. Beides aber, die Abwälzung der Schuld und die Reklamierung der Macht, ist wieder ein Teil von jener Kraft, die noch mehr Verderben durch die Phrase des Guten als durch den Effekt des Bösen hervorgebracht hat.

Weil aber Geberdenspäher und Geschichtenträger, die es schwarz auf weiß bringen, des Übels mehr auf dieser Welt getan haben, als Blausäure und Bomben in Fliegers Hand nicht konnten, so gibt es gegen die Presse keine andere Reform als die Abschaffung. Dieser Erkenntnis war ich der Rufer in der Wüste: jetzt, in einer Wüste gewordenen Welt ruft sie allenthalben das Echo. »Hätte man« — so bricht eine deutsche Frau jetzt aus — »nur zehntausend hetzerische Zeitungsschreiber aus allen Ländern zusammengetrieben . . . hätte man sie nur rechtzeitig zusammengetrieben, die heute weiterkläffen von allen Ufern des Roten Meeres, das gespeist wird von dem Blute Millionen Unschuldiger . . . ja, hätte man zehntausend hetzerische Journalisten aus allen Ländern zusammengetrieben und gehenkt, o wie viel wertvolle, hoffnungsvolle Menschen wären in all diesen Ländern heute am Leben! Statt dessen seid ihr es, die ihr noch lebt, die ihr einer bösen Schwäre gleich Europa von einem Ende zum andern überzieht, ihr, die Hetzer, die Mitschuldigen an diesem Kriege, deren Knochen wie die der Schächer

hätten zerbrochen werden sollen, bevor wir zuließen, was jetzt geschieht!« Und ein biederes Provinzblatt, das zugibt, die Presse habe sich »in ihrer überwältigenden Weltmacht noch nie so gezeigt wie in diesem Kriege« und es sei »sicher, daß die Freunde des Friedens mit einem schlauen und heimtückischen Feind zu tun haben, der mit Holzpapier und Druckerschwärze arbeitet«, bedauert doch, daß es »nicht an Leuten fehlt, wie z. B. die erwähnte Fürsprecherin einer radikalen Maßregel, die aus Ärger, daß sich das gedruckte Wort oft stärker erweist als unumstößliche Tatsachen, das Kind mit dem Bade ausschütten«. Der Schwachsinn entschuldigt die Presse mit ihrem Verbrechen und hält es nicht für richtig, das Kind mit eben jenem Blutbad, das es angerichtet hat, auszuschütten. Aber die Harmlosigkeit, die Anklage und Verteidigung in einem besorgt, schreibt mit derselben roten Tinte wie der Mord. Und die Hetzarbeit der Weltpresse hat nicht ärgeren Schaden gestiftet als die allgemeine Möglichkeit, durch eine Suggestion des Tonfalls verschwommener Meinung geistige Werte zu ersetzen. Durch falsche Tatsachen die Völker zu verhetzen, würde nicht gelingen, wenn es nicht schon längst gelungen wäre, durch falschen Geist das Volk zu verderben. Was noch knapp vor einem Krieg geschieht, wenn die Menschheit einmal für ihn reif geworden ist, wäre das Geringste, und die schlimmsten Greuel sind durch Jahrzehnte wahr gewesen, ehe andere erlogen wurden. Das Resultat des leiblichen Mords gibt freilich den Weg an, wie dem Übel künftig zu steuern wäre. Es empfiehlt die einfache Schätzung: was vernünftiger ist, hunderttausend intellektuell mittelwüchsige, ethisch wertlose Individuen in soziale Berufe zu zwingen, auf die Gefahr hin, daß die Neugierde der Massen und die Eitelkeit der Führenden um die Nährväter gebracht würden, oder zehn Millionen Menschen zu opfern. Deren Erhaltung ist, wie sich gezeigt hat, ohne die Beseitigung der Presse nicht möglich. Wird die Menschheit eine andere Entschuldigung als die des Irrsinns haben, wenn sie in einem lichten Augenblick gewahr wird, daß sie die Fülle ihrer Besten geopfert hat, und schlimmer: daß ihr die Gruppe ihrer Schlechtesten, die es bewirkt hat, übrig blieb? Daß diese überleben, weil sie an einem Krieg nicht teilnehmen mußten, den sie gemacht und dem sie den Frieden ferngehalten haben? Schreibt sich die Wehrfähigkeit aller noch immer nicht von der Schreibfähigkeit der vielen her? Hat es die Welt

noch immer nicht schwarz auf rot, und ist ihr, was es an Papier auf Erden gibt, noch immer nicht das Leichentuch für Menschheit und Wälder? Was hülfe der Frieden den Nationen, wenn seine erste Bedingung nicht der Krieg aller gegen die Presse wäre? Die Verpflichtung, jenen, die uns künftig noch »die Zeitung künden« wollen, sie rechtzeitig zu kündigen? Mehr Beweis, um ihnen den Prozeß zu machen, braucht man nicht als ihr freches Geständnis, »der Krieg habe offenbart, welche Macht der moderne Zeitungsschreiber in seiner Hand hält«, als die hämische Aufforderung, »sich, wenn man kann, die Zeitung in diesem internationalen Aufruhr der Gemüter wegzudenken«, als die Frage des Siegers über allen Staaten, »ob der Krieg ohne sie überhaupt möglich gewesen wäre«. Ich hab's ja immer mit Ernst behauptet. Aber daß es jetzt auch der Posse zugibt, ist erschütternd. Ernst Possart — das war ehedem die Bezeichnung für den durchschnittlichen deutschen Tragödienspieler. Der Weltkrieg wird einst Ernst Posse geheißen haben! Man denke sich, wenn man kann, die Zeitung weg aus dem Weltkrieg. Nein, ich kann es nicht! Ich konnte es nicht, ehe er ausbrach! Ultra Posse nemo tenetur. Aber wenn die Beleuchtung, in die der Krieg die Presse dank dem Krieg und der Fackel gerückt hat, noch durch etliche Laternenpfähle ergänzt werden könnte, so würde die Bevölkerung aller ehedem befreundeten und verfeindeten Staaten einen internationalen Austausch von Chefredakteuren als einen Glanzpunkt des Friedensfestes ansehen. Die Form dazu würde sich, wenn sie ohnedies wieder als fahrende Sänger von Hof zu Hof ziehen, um die Zeitung zu künden, leicht finden lassen, man würde sie, da infolge der rapiden Hebung des Fremdenverkehrs kein Obdach für sie vorhanden wäre, einladen, unter freiem Himmel zu übernachten, und eine Menschheit, deren Machthaber es versäumt hatten, Zeitungsartikel niedriger zu hängen, wäre es zufrieden, dafür die Verfasser höher hängen zu sehen.

Glossen

Eine Bombe

»Bekanntlich war gleich zu Beginn des Krieges, am 2. August 1914, die (seitdem oft wiederholte und meist geglaubte) Nachricht in die deutschen Zeitungen übergegangen, daß ‚auf der Strecke Nürnberg—Kissingen sowie auf der Strecke Nürnberg—Ansbach Flieger gesehen wurden, die Bomben auf die Bahnstrecke warfen'. Diese Nachricht ist neuerdings von J. Schwalbe, dem Herausgeber der ‚Deutschen medizinischen Wochenschrift', in einem Artikel am 16. März 1916 in der Form wiederholt worden: ‚Nachdem noch vor der Kriegserklärung ein französischer Flieger auf Nürnberg Bomben abgeworfen hatte.... In der Nummer vom 18. Mai 1916 sieht sich jetzt Schwalbe genötigt, zu berichtigen, daß es sich bei jener Nachricht nicht um Nürnberg, sondern um die obenerwähnten Bahnstrecken gehandelt, daß aber auch diese Nachricht unzutreffend gewesen. Er schreibt: »Aus einem weiteren Schriftwechsel von Geheimrat Riedel und dem Magistrat von Nürnberg hat sich ergeben, daß diese Behauptung, die bisher niemals berichtigt, vielmehr allgemein bei uns als ein Beweis für den Bruch des Völkerrechts angenommen worden ist, tatsächlich nicht zutrifft. Der Nürnberger Magistrat schreibt nämlich am 3. April d. J.: ‚Dem stellvertretenden Generalkommando des III. bayrischen Armeekorps hier ist nichts davon bekannt, daß auf die Bahnstrecke Nürnberg—Kissingen und Nürnberg—Ansbach vor und nach Kriegsausbruch je Bomben von feindlichen Fliegern geworfen worden sind. Alle diese Behauptungen und Zeitungsnachrichten haben sich als falsch herausgestellt.'«

Diese Bombe traf eines der stärksten Fundamente des Hasses und der Begeisterung. Und die Wahrheit unterscheidet sich von anderen schweren Gegenständen, die aus dem blauen Himmel geworfen werden, dadurch, daß sie nicht daneben haut, daß das Wurfziel immer getroffen wird und daß statt eines Bahnhofs kein Tiepolo zu Schaden kommt. Die interessante Frage, wer angefangen hat, ist damit zur guten Hälfte abgetan. Wenn noch die andere Halbscheit des Seelenaufschwungs durch tatsächliche Berichtigungen ramponiert wird, mag sich die Welt die Augen reiben und sagen: Ja, woran soll man denn noch glauben, wenn man nicht mehr an die Berechtigung des Weltkriegs glauben kann? Und darum Räuber und — Wächter!

* * *

Made in Germany

Fünftausend Dokumente, deren jedes für sich der Nachwelt die Schande zum Bewußtsein brächte, von dieser Welt zu stammen, liegen noch in meinem Schrank. Aber den Vorrang, ihr den Tort anzutun, hat jeder neue Tag, und unter allen Nachrichten sind die neuesten am besten und unter den neuesten Nachrichten wieder die Leipziger Neuesten Nachrichten. Die zentrale Eigenart des Denkens, vor der das Staunen der europäischen Umgebung sicherlich größer ist als das Hassen, findet wohl nirgendwo einen planeren Ausdruck. Ein Leser, dessen Eifergeiz, mich an die Quelle zu führen, keine Rücksicht auf meine Pflicht nimmt, dem Jahrhundert zwar »den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen«, jedoch nur »die abgekürzte Chronik des Zeitalters zu sein«, bringt mich mit etlichen Ausschnitten in Versuchung. Aber nirgend kommt die Gemütsart, die die rechte Hand nicht wissen läßt, daß die linke Bomben wirft, sondern es niederschreiben läßt, daß es der Feind tut, nirgend kommt sie so schön zur Geltung.

Daß die Vorführung einer Schlacht im Film zum täglichen Brot der deutschen Kinobesitzer gehört, weiß man. Da nun die technische Kanaille in London, wenngleich sicherlich mit größerem Können, dasselbe tut und Aufnahmen von der Offensive an der Somme vorgeführt hat, heißt es in Leipzig:

. . . Die gefilmte Schlacht, die gefilmte Majestät des Sterbens und des Todes. Daß die Engländer eine unwissende und ungebildete Gesellschaft sind, wissen wir ja, der vorliegende Fall zeigt aber auch, bis zu welcher Gefühlsroheit Neid und Lüge führen.

So heißt es in Leipzig. Da der Neid aber ein hervorragendes Motiv für das Kinorepertoire ist, meldet sich die ‚Kölnische Zeitung' (Ausgabe für das Feld), die auch zu bescheiden ist, von den deutschen Schlachtfilms außerhalb der Annoncenrubrik etwas zu wissen, und regt an, die Roheit und Unbildung der Engländer sogleich in Deutschland einzuführen:

. . . Wäre es nicht erwünscht, daß man auch dem Deutschen hinter der Front solche lebenswahren Bilder der jüngsten Ereignisse vorführte? An Gelegenheiten, die geeignete Bilder zur Aufnahme bieten, dürfte kein Mangel sein. Die Taten unserer Soldaten, im Bilde vorgeführt, gäben wahrhaftig Stoff genug für mehr als einen Film, und das Volk, das am Bilde manchmal mehr hängt, als am Worte, würde solchen Vorführungen ein gewaltiges Interesse entgegenbringen, auch wenn wir

Epigramm aufs Hochgebirge

Text einer Ansichtskarte:
»Wenn diese Berge dem größten Dichter neue Kräfte geben könnten — wie viel schöner wären sie!«

Es ist der schönsten Berge Eigenschaft:
sie geben nicht dem Geist, sie nehmen Kraft.

Der Bürger fühlt sich im Gebirg erhoben;
talwärts ist meine Phantasie zerstoben.

Am Alpenglühn entflammen keine Lichter.
Vor höherm Berg gibts nur geringern Dichter.

Die Luft der Alpe schafft des Alpdrucks Qual.
Um hoch zu steigen, bleibe ich im Tal.

Den Höhenrausch trink' ich nicht von den Höh'n.
Um Sturm zu haben, brauch' ich nicht den Föhn.

Zu andrer Freiheit bin ich aufgerafft;
die hier bringt meine Sinne in Verhaft.

Den Gletschern dank' ich keine Geistesfrische;
mir liegt nicht allzusehr das Malerische.

Oft wirkt Natur der Leere nur das Kleid.
Mich lockte nie die Sehenswürdigkeit.

Wo so viel fertige Schönheit gegenwärtig,
ist keine Dichtung, nur der Dichter fertig.

Und keine Lyrik, Epos oder Drama
schenkt sich dem sogenannten Panorama.

Umsonst ist's, daß ich auf den Genius warte.
Natur ist häufig eine Ansichtskarte.

Der schönste Schnee wird schließlich doch zum Schlamm.
Es ist die Landschaft für ein Epigramm!

auf die Ausschmückungen im Interesse nationaler Selbstverhimmlung, die Engländer und Franzosen nötig haben, verzichten.

Versteht sich. Machen wir. Zwar ist es längst gemacht, aber das vergessen wir, um den Feinden, die es auch machen, teils Gefühlsroheit vorwerfen, teils beweisen zu können, daß wir's noch besser machen werden. Nur daß ein deutscher Ulan, der mir den Ausschnitt von der Front schickt, dazu schreibt, »jetzt habe das Sterben des armen Schützengrabensoldaten wirklich einen Zweck: es dürfe mit allem Dreck von Reinhardt um den Beifall des deutschen Kinopöbels konkurrieren«. Leipzig aber, das die Erbärmlichkeit, um die Köln die Engländer beneidet, auf den Neid der Engländer zurückführt, veröffentlicht eine Kritik des durch das Genie und die Persönlichkeit seines Autors berühmt gewordenen »Hias«:

(Berliner Theater. »Der Hias«.) Unter dem Krachen aller Feuerwaffen und mit Sturmgeschrei ging gestern abend »Der Hias«, ein feldgraues Spiel in drei Akten, über die Bretter des Berliner Theaters. Der Zettel verschwieg den Namen des Verfassers; aber ein Feldgrauer soll das Stück geschrieben haben, und Feldgraue (Offiziere und Mannschaften Berliner und bayrischer Ersatz-Truppenteile) ~~unter denen gewiß einige von schauspielerischer Herkunft waren,~~ führten es auf. Für die Frauenrollen stellten sich Frauen der Aristokratie zur Verfügung. Das Stück, nicht besser als die meisten seiner Art, gab Gelegenheit, Lagerleben und blutige Kämpfe mit erstaunenswertem Naturalismus vorzuführen. Die echten Soldaten auf der Bühne spielten, als ob sie an der Front wären. Dort, wo die kriegerischen Vorgänge der technischen Mittel der Bühne spotteten, sprang der Film ein und der Apparat rollte ~~(im letzten Akte)~~ eine Reihe von geschickt in die Szene des Stückes eingelegten Schlachtbildern ab. Erhöht wurde der Eindruck durch den Lärm der Maschinengewehre und Handgranaten und durch das Ächzen und Stöhnen der Gefallenen.

Freilich bemerkt Leipzig, um nicht ganz in den Verdacht zu kommen, daß es ein klein London sei, dazu:

Die mörderische Abspiegelung ging auf die Nerven, ohne daß sie durch die Kunst geadelt zur Höhe der zeitgeschichtlichen Ereignisse emporgetragen worden wäre. Von einem dichterischen Atem ist in dem Stück kein Hauch zu verspüren.

Ein Unrecht am »Hias«. Wenngleich nicht gerade durch die Kunst, sondern nur durch die Mitwirkung der deutschen Aristokratinnen

geadelt, ist er doch zur Höhe der zeitgeschichtlichen Ereignisse emporgetragen. Die echten Soldaten auf der Bühne spielten, als ob sie an der Front wären, und für zwei Mark funfzig kann man das Ächzen und Stöhnen der Gefallenen hören, was viel lohnender ist als die gefilmte Majestät des Sterbens in London, die doch stumm bleibt. Den Neid, der die Engländer darob befallen müßte, könnte man ihnen schon jetzt vorhalten. Aber ein Beispiel für deren Verlogenheit wird gleich angeführt:

Eine englische Denkmünze auf die Seeschlacht im Skagerrak. Nachdem die Engländer ihre schwere Niederlage vom Skagerrak auf dem Papier allmählich in einen Sieg umgemodelt haben, setzen sie diesem Lügenverfahren dadurch die Krone auf, daß sie eine Denkmünze auf die Seeschlacht prägen, womit sie sie offenbar in eine Reihe mit anderen Seeschlachten stellen wollen, die seit dem Vorbilde der Königin Elisabeth, die auf den Untergang der Armada im Jahre 1588 eine berühmte Münze prägen ließ, durch Denkmünzen als Siege verherrlicht worden sind. . . Rund herum läuft die Inschrift: »Der ruhmreichen Erinnerung derer, die an jenem Tage fielen.« Im Vergleich mit neueren deutschen Denkmünzen kann diese englische als gedankenarm und unkünstlerisch bezeichnet werden. Der Text, der nichts von Sieg enthält, ist für englische Verhältnisse ziemlich bescheiden. . . . Die Denkmünzen sollen käuflich sein — die goldene zu 230 Mk., und der Gesamtertrag soll den Hinterbliebenen der gefallenen Seeleute zukommen. — So verabscheuungswürdig diese englische Verlogenheit auch ist, kann man es nicht in Abrede stellen, daß sie System hat und sicher auch Erfolg haben wird, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß auch auf diesen englischen Schwindel wieder eine ganze Menge neutraler Untertanen hereinfallen wird.

Man muß die gedankenreichen und künstlerischen deutschen Denkmünzen keineswegs zum Vergleich heranziehen, um sich von der Bescheidenheit und Käuflichkeit, kurz von der verabscheuungswürdigen Verlogenheit dieser englischen Denkmünze, deren Text nichts von Sieg enthält und deren Gesamtertrag den Hinterbliebenen der gefallenen Seeleute zukommt, eine Vorstellung machen zu können. Sie gilt der Erinnerung derer, die an jenem Tage gefallen sind, ihr Ertrag der Unterstützung derer, die sie zurückgelassen haben: man mache sich von diesem englischen Schwindel, der wie gesagt nichts von Sieg enthält, also als völlig gedankenarm und unkünstlerisch bezeichnet werden kann, ein Bild. Wovon man sich hingegen

kein Bild machen kann, ist die Geistesverfassung, die hier vor den blutigsten Kontrasten ihrer dummacherischen Übung nicht satt wird und aus dem Abhub der Phrase noch ein Surrogat der Gesinnung herzustellen vermag, von dem sie mit verzücktem Augenaufschlag weiterlebt. Da wird links »von unsrem römischen Mitarbeiter« über den »Kampf gegen den deutschen Geist in Italien« berichtet:

Die verzweifelten Versuche der italienischen Überpatrioten, den Kampf gegen Deutschland auch auf den deutschen Geist und auf die deutsche Wissenschaft auszudehnen, erleben immer wieder neue Niederlagen, die dann ihrerseits zu den erheiterndsten Klagen in der italienischen Patriotenpresse führen. So finden wir in dem römischen ‚Giornale d'Italia' vom 8. September, das den höchsten Deutschenhaß mit der größten eigenen Ignoranz verbindet, eine herzbewegende Klage über zwei Veröffentlichungen der allerletzten Zeit in Italien . . . .

Aber eine Veröffentlichung gleich rechts in den ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' würde den italienischen Überpatrioten eine kleine Genugtuung verschaffen und ihren verzweifelten Versuchen, den Kampf gegen Deutschland auch auf den deutschen Geist und die deutsche Wissenschaft auszudehnen, zum Durchbruch verhelfen:

Die Lauterberger Weltanschauungswoche. Für die vom 2. bis 7. Oktober in Bad Lauterberg im Harz im städtischen Kurhause in Aussicht genommene »Weltanschauungswoche« haben Geheimrat Natorp-Marburg, Professor Leser-Erlangen und Professor Hunzinger-Hamburg je 6stündige Vorlesungen über: »Die hauptsächlichsten Weltanschauungstypen der führenden Kulturvölker und der Kulturberuf unseres Volkes«, »Fichte und wir« und »Die Weltanschauung unserer Klassiker« zugesagt. Außerdem wird Dr. Ferdinand Avenarius-Dresden einen Einzelvortrag halten. Für die Nachmittage sind gemeinsame Wanderungen, für die Abende gesellige Zusammenkünfte vorgesehen. Der Preis der Teilnehmerkarte ist auf 10 Mark festgesetzt worden. Die Vorlesungen beginnen um 8 Uhr vormittags und dauern bis 11 Uhr.

Da das nur um drei Stunden zu viel wäre, so dürfte jeder der drei Gelehrten zwei Vormittage innehaben, wobei aber Avenarius-Dresden in die gemeinsamen Wanderungen oder geselligen Zusammenkünfte eingeschoben werden müßte. Das Arrangement ist schwierig. Aber die Natur einer im städtischen Kurhause in Aussicht genommenen Weltanschauungswoche bringt das mit sich. Warum veranstaltet man sie nicht bei Wertheim?

Was es alles gibt und was für bunte Dinge auf diesem kargsten Stück Erde wachsen! Alles was sie dort nicht haben, bekommen sie geliefert. Und so auch 'ne Weltanschauung. Da es jetzt dank solchen Möglichkeiten, also dank einer Weltanschauung, die deren Herstellung als Fertigware nebst Aufmachung garantiert, unmöglich geworden ist, sich die Welt anzuschauen, so möchte ich gern die Lauterberger Weltanschauungswoche mitmachen. Die Welt schaut Lauterberg an, Lauterberg die Welt, und beide verstehen einander doch nicht. Aber ein Hauptspaß muß es sein, und Filmaufnahmen sollten von dem belehrenden Teil sowohl wie insbesondere von den geselligen Zusammenkünften in der Welt verbreitet werden. Man müßte den Avenarius sprechen sehen und eindrucksvoller als die gefilmte Majestät des Sterbens wäre einmal die gefilmte Humilität des Lebens. Was es aber mit der deutschen Weltanschauung, soweit sie sich ohne Grenzübertrittsbewilligung entfalten kann, für eine Bewandtnis hat, und wie das deutsche Wort dem deutschen Volk sogar den Film ersetzt, bewies der folgende Bericht, den Leipzig von Köln bezogen hat:

Kaiser Wilhelm als Feldarbeiter. Aus Oberschlesien geht der ‚Köln. Vlkszig.' die folgende hübsche Schilderung eines Vorganges zu, der sich dort vor einiger Zeit abspielte:

Bekanntlich reiste der Kaiser an die Ostfront. Seine schlesischen Truppen erfreute Seine Majestät durch persönliche Anerkennung und durch seinen Dank für ihre Tapferkeit. Des freute sich ganz Schlesien. Aber ganz Schlesien freute sich noch über etwas anderes.

Was rennt das Volk, was läuft die Schar hinaus auf die abgemähten Felder? Den Kaiser zu sehen. Nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr ist es. Munteres Volk birgt die kostbaren Ährengarben auf bereitstehende Wagen. Plötzlich ruhen alle Hände, Stille tritt ein, alle Mützen fliegen vom Kopfe, Staunen ergreift alle: Der Kaiser kommt! Er ist schon da, zieht den Rock aus und — in Hemdsärmeln beginnt des Deutschen Reiches Oberhaupt mit Hand anzulegen an die Feldarbeit. Auf dem mit goldenen Getreidegarben besäten durchfurchten Boden unseres lieben Vaterlandes erheitert das durch die Sorgen der Kriegsjahre tief durchfurchtete Antlitz Seiner Majestät munteres Lächeln. Er hilft selbst, mit höchsteigener Person, den »von oben« gespendeten Segen für sein Volk einzuheimsen. Wie der Herr, so der Knecht. Dem Kaiser tun es seine Begleiter, hohe Herren und Offiziere, nach. »Siehst du da nicht auch unsern Reichskanzler bei der Feldarbeit?« — »Wahrhaftig, er ist's.«

Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß bei solcher Arbeit. Überrascht schaut das zuschauende Volk, wie Seine Majestät den von der Stirne perlenden Schweiß mit dem Hemdärmel ein übers andre Mal abwischt; denn in brennender Sonnenhitze mit der Garbengabel Wagen vollzuladen, wenn auch mit aufgestreiften Hemdärmeln, macht schwitzen — und Durst. Und so haben wir wieder das schöne Bild: Seine Majestät sitzt mitten in seinem ihm treu ergebenen oberschlesischen Volk, auf das er sich verlassen kann, sitzt auf einem Feldrain und trinkt aus einem gewöhnlichen Krug frisches Wasser.

Herablassend winkt er den Kindern und spricht wie ein Vater traulich zu ihnen. Sie sollen versuchen, über die Stoppeln zu laufen. Sie tun es. Herzlich lacht Seine Majestät über der Kinder Vergnügen und schenkt ihnen etwas als Lohn für ihre Mühe und die Freude, die sie ihm bereitet haben.

Ist da nicht alles, was es gibt, wie im Gesamtkunstwerk vereinigt? Der Kaiser sitzt mitten in seinem Volk, auf das er sich verlassen kann, auf einem Feldrain, was rennt das Volk, das Oberhaupt streift die Hemdärmel auf, von der Stirne heiß, der Segen kommt in einem doppelten Sinne von oben, wie der Knecht so der Herr, wie der Herr so der Knecht, nämlich unser Reichskanzler, siehst du da nicht, wahrhaftig er ist's, die Welt ist verkehrt, die Genitive sind vorangestellt, es ist der Kinder Vergnügen, des Reiches Oberhaupt legt Hand an, und so haben wir wieder das schöne Bild — aber selbst Ganghofer hätte den Text nicht zustandegebracht. ~~Auf dem mit goldenen Getreidegarben besäten~~ durchfurchten Boden unseres lieben Vaterlandes erheitert das durch die Sorgen der Kriegsjahre tief durchfurchtete Antlitz Seiner Majestät munteres Lächeln«. Man beachte die unwillkürliche Steigerung von »durchfurcht« und den Vorgang, wie auf dem Boden, der mit Garben besät ist, munteres Lächeln das Antlitz ~~erheitert~~ Nie ist ein deutscherer Satz geglückt. Wie ein durch alle Gefahren heimgeführtes Unterseehandelsboot mutet er an. Ein Londoner Film muß vor Neid zerspringen. Eine Lauterberger Weltanschauungswoche kann etwas zulernen.

Der soziale Standpunkt vor Tieren

Die sozialdemokratische Presse findet ihr tragisches Durchkommen zwischen jener größeren Organisation, die das Menschentum tief unterhalb allen freiheitlichen Bestandes, also aller politischen Daseinsberechtigung verschüttet hat, und jenem allein bewahrten Rest von Menschlichkeit, der sie auf die Pflicht der Zeugenschaft nicht verzichten lassen will. Diesem Widerspruch, zu bestehen, wo sie nicht mehr bestehen kann, wird sie durch ein Nebeneinander von Strategie und Dokumentensammlung gerecht, so daß vorn entweder die Zufriedenheit der Kölnischen Zeitung oder gar, wenn's die Leistungen eines Unterseebotes gilt, die Einbildungskraft der Neuen Freien Presse erreicht wird, und gleich daneben Tatsachen hinausgestellt werden, deren himmelschreiender Inhalt von jener Sphäre bezogen ist, deren Ereignisse eben noch aus einer denkbar unrevolutionären, sachlich beruhigten oder weltzufriedenen Gemütslage gewürdigt wurden. Ob nicht ein besserer Ausgleich zwischen dem Zustand der Welt und dem durch ihn erledigten Standpunkt der Entschluß gewesen wäre, sich auf eine Sammlung von Tatsachen zu beschränken und auf jede Meinung zu verzichten, die vorweg im Verdacht ist, eine erlaubte Meinung, eine mit dem größten Exzeß der Gesellschaftsordnung zufriedene zu sein, bleibe unerörtert. Jedenfalls ist die gewissenhafte Aufreihung jener Fakten, die der Menschheit den Krieg als ein abschreckendes Beispiel vorführen sollen, der einzige Fall von publizistischer Sauberkeit, den die schmutzigste Epoche aufzuweisen hat, anerkannt auch von deren einsichtigeren Akteuren als ein Beweis, daß die weltflüchtige Menschenwürde sich immerhin in zwei bis drei Wiener Zeitungsspalten niederlassen darf; als eine Ausnahme von jener furchtbaren Regel, nach der diese schwerverwundete Menschheit sich noch eine Blutvergiftung durch Druckerschwärze zuziehen mußte. Und auch diesem Unglück sucht die heilsame Arbeit der sozialdemokratischen Chronik nach Kräften entgegenzuwirken, aus der ehrlichen Erkenntnis, daß die bürgerliche Journalistik die niedrigste Gattung unter jenen Lebewesen vorstellt, die der Krieg übriggelassen hat. Umso betrüblicher erscheint die daneben beobachtete Neigung, den eigentlichen Tieren gegenüber auf einem vorrevolutionären Stand-

Ein deutsches Buch

»Der rote Kampfflieger« von Rittmeister Manfred Freiherrn von Richthofen ist 1917 im Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien erschienen. Die folgenden Stellen seien daraus zitiert:

... Mein erster Gedanke war, den Popen hinter Schloß und Riegel zu setzen. So holten wir den vollkommen überraschten und höchst verdutzten Mann aus seinem Hause. Ich sperrte ihn zunächst mal auf dem Kirchturm ins Glockenhaus ein, nahm die Leiter weg und ließ ihn oben sitzen. Ich versicherte ihm, daß, wenn auch nur das geringste feindselige Verhalten der Bevölkerung sich bemerkbar machen sollte, er sofort ein Kind des Todes sein würde. Ein Posten hielt Ausschau vom Turm und beobachtete die Gegend.

*

... Auf jeder Station, auch da, wo wir nicht hielten, stand ein Meer von Menschen, die uns mit Hurra und Blumen überschütteten. Eine wilde Kriegsbegeisterung lag im deutschen Volk; das merkte man.

... Ich fühlte mich mit meiner Pistole in der Hand ganz kolossal sicher.

Die Einwohner hatten sich, wie ich später erfahren habe, sowohl einige Tage vorher gegen unsere Kavallerie als auch später gegen unsere Lazarette sehr aufrührerisch benommen, und man hatte eine ganze Menge dieser Herren an die Wand stellen müssen.

... Den Kriegsanfang möchte ich wieder mal mitmachen.

*

... Eigentlich hätte ich den Franktireur wie ein Stück Vieh 'runterknallen müssen.

... Es liegt wohl im Blute eines Germanen, den Gegner, wo man ihn auch trifft, über den Haufen zu rennen, besonders natürlich feindliche Kavallerie. Schon sah ich mich an der Spitze meines Häufleins eine feindliche Schwadron zusammenhauen und war ganz trunken vor freudiger Erwartung. Meinen Ulanen blitzten die Augen.

... Alles das spielte sich auf einem schmalen Waldweg ab, so daß man sich wohl die Schweinerei vorstellen kann, die sich nun ereignete.

... Er hatte uns wohl von Anfang an beobachtet und, wie es den Franzosen nun mal liegt, aus dem Hinterhalt seinen Feind zu überfallen, so hatte er es auch in diesem Fall wieder versucht.

*

Verläßt man die Kirche, so hört man ganz in der Nähe, aus dem Café Sacher die schmeichelnden, lockenden Klänge einer ungarischen Kapelle dringen. Durch die Fenster sieht man den schwarzlockigen Maëstro. Wilder und wilder bewegen sich seine Arme, tiefer und tiefer sinkt sein Nacken. Die Musik steigert sich allmählich, wird ausgelassen und artet aus, mit Zimbeln und Pauken, zu einem schwermütigen, enthusiastischen und zügellosen Radau.

Zwar ist noch kein Frommer, der den Stephansdom verließ, dieses Anblicks froh geworden und solcher Versuchung zur Sinnenlust ausgesetzt gewesen. Das Ärgernis würde sicher abgestellt werden, denn der Riedl hat keine Musik, die Prostituierten kommen im Frieden erst bei der Nacht, jetzt ist Krieg und das Café Sacher lockt auf dem Opernring, wiewohl es selbst dort schwer wäre, von außen der Raserei des Maëstros in ihren Stadien zu folgen und die Wiener, in gewohnter Nichtachtung ihrer eigenen Sehenswürdigkeiten, an der Erscheinung vorübergehen und sie keinesfalls als einen Brennpunkt der Wiener Lebenslust ansehen, umsoweniger als diesem Faszinierer kein Plakat nachweisen kann, daß er der Gemahl einer Gräfin sei. Aber was liegt daran, es ist ein Stimmungsbild und erfüllt seinen Zweck, indem doch der Schweiz bewiesen werden soll, daß man »in Wien nichts von dem Ernst des Krieges spürt«, mit Ausnahme versteht sich der Offiziere, die das schwarze Band tragen. Denn die Aufgabe der Wiener Propagandaschmöcke besteht nicht nur darin, in der Schweiz zu erzählen, daß der Wiener nicht untergeht, sondern diese Überzeugung auch den Schweizer Kollegen beizubringen, was allerdings noch wirksamer durch deren Fernhaltung vom Schauplatz der Begebenheit geschähe. So kommt es, daß uns seit Monaten zwischen Kohlenfrage und Seifenkarte die Zeit mit journalistischer Heurigenmusik vertrieben und der Schweiz mit unserer Bereitschaft in den Ohren gelegen wird, auch noch ihre eigenen Sorgen durchzuhalten. Wenn sie sich unsere Leute gefallen läßt — über die Grenzen des Geschmacks und der Neutralität läßt sich nicht streiten. Unser Land ist mit Feuilletons bis zum Endsieg versorgt und wünscht, daß Zuzug ferngehalten werde.

... Die Mönche waren überaus liebenswürdig. Sie gaben uns zu essen und zu trinken, soviel wir haben wollten, und wir ließen es uns gut schmecken. Die Pferde wurden abgesattelt und waren auch ganz froh, wie sie nach drei Tagen und drei Nächten zum erstenmal ihre achtzig Kilo totes Gewicht von ihren Rücken loswurden. Mit anderen Worten, wir richteten uns so ein, als ob wir im Manöver bei einem lieben Gastfreund zu Abend wären. Nebenbei bemerkt, hingen drei Tage darauf mehrere von den Gastgebern an dem Laternenpfahl, da sie es sich nicht hatten verkneifen können, sich an dem Krieg zu beteiligen. Aber an dem Abend waren sie wirklich überaus liebenswürdig. Wir krochen in Nachthemden in unsere Betten, stellten einen Posten auf und ließen den lieben Herrgott einen guten Mann sein.

*

Aus dem Kapitel »Langeweile vor Verdun«:

Für einen so unruhigen Geist, wie ich einer bin, war meine Tätigkeit vor Verdun durchaus mit »langweilig« zu bezeichnen. Anfangs lag ich selbst im Schützengraben an einer Stelle, wo nichts los war; dann wurde ich Ordonnanzoffizier und glaubte, nun mehr zu erleben. Da hatte ich mich aber arg in die Finger geschnitten. Ich wurde vom Kämpfenden zum besseren Etappenschwein degradiert.

... Es war ganz spaßig, die Franzosen an manchen Stellen nur auf fünf Schritt vor sich zu haben. Man hörte den Kerl sprechen, man sah ihn Zigaretten rauchen, ab und zu warf er ein Stück Papier herüber. Man unterhielt sich mit ihnen, und trotzdem suchte man sich auf alle erdenklichen Arten anzuärgern (Handgranaten).

... Besonders eine Sau war interessant, sie kam jede Nacht durch den See geschwommen, brach an einer bestimmten Stelle in einen Kartoffelacker und schwamm dann wieder zurück. Es reizte mich natürlich besonders, dieses Tier näher kennenzulernen. So setzte ich mich denn an dem Ufer dieses Sees an. Wie verabredet, erschien die alte Tante um Mitternacht, um sich ihr Nachtmahl zu holen. Ich schoß, während sie noch im See schwamm, traf, und das Tier wäre mir beinahe versoffen, wenn ich nicht noch im letzten Moment hätte zugreifen können, um sie an einem Lauf festzuhalten.

... So hatte ich es schon einige Monate ausgehalten, da kam eines schönen Tages etwas Bewegung in unseren Laden. Wir beabsichtigten eine kleine Offensive an unserer Front. Ich freute mich mächtig ...

*

Nachdem in Rußland unsere Unternehmungen so sachte zum Stehen kamen, wurde ich plötzlich zu einem Großkampfflugzeug, zur B. A. O. nach Ostende versetzt (21. August 1915).

Ich traf da einen alten Bekannten, Zeumer, und außerdem verlockte mich der Name »Großkampfflugzeug«.

*

Aus dem Kapitel »Ein Tropfen Blut fürs Vaterland«:

... Mein Großkampfflugzeug, das sich für das Bombenschleppen ganz gut eignete, hatte aber die dumme Eigenschaft, daß man von der abgeworfenen Bombe den Einschlag schlecht sehen konnte, denn das Flugzeug schob sich nach dem Abwurf über das Ziel weg und verdeckte es mit seinen Flächen vollkommen. Dieses ärgerte mich immer, denn man hatte so wenig Spaß davon. Wenn's unten knallt und man die lieblich grau-weiße Wolke der Explosion sieht und sie auch in der Nähe des Zieles liegt, macht einem viel Freude.

*

... Ich verfolgte ihn mit den Augen und klopfte Osteroth auf den Kopf. Er fällt, er fällt, und tatsächlich fiel er in einen großen Sprengtrichter; man sah ihn darin auf dem Kopf stehen, Schwanz nach oben. Auf der Karte stellte ich fest: fünf Kilometer hinter der jetzigen Front lag er. Wir hatten ihn also jenseits abgeschossen. In damaliger Zeit wurden aber Abschüsse jenseits der Front nicht bewertet, sonst hätte ich heute einen mehr auf meiner Liste. Ich aber war sehr stolz auf meinen Erfolg, und im übrigen ist es ja die Hauptsache, wenn der Kerl unten liegt, also nicht, daß er einem als Abschuß angerechnet wird.

*

... Ich nahm mir einen zweiten Piloten als Beobachter mit und schickte diesen abends zurück. Nachts setzte ich mich auf Sauen an und wurde am nächsten Morgen von diesem Piloten wieder abgeholt.

... Es ist aber nicht jedermanns Sache, auf Wetter gar keine Rücksicht zu nehmen, doch es gelang mir, einen Gesinnungstüchtigen zu finden.

*

Aus dem Kapitel »Bombenflüge in Rußland«:

... Man konnte das von oben sehr schön sehen; an jeder Ausweichstelle stand ein Transportzug. Also ein wirklich lohnendes Ziel für einen Bombenflug.

Man kann sich für alles begeistern. So hatte ich mich mal für eine Weile für dieses Bombenfliegen begeistert. Es machte mir einen unheimlichen Spaß, die Brüder da unten zu bepflastern. Oft zog ich an einem Tage zweimal los.

... Ich schleppte manchmal einhundertfünfzig Kilogramm Bomben mit einem ganz normalen C-Flugzeug. Außerdem hatte ich noch einen schweren Beobachter mit, dem man die Fleischnot

gar nicht ansah, ferner »für den Fall daß« noch zwei Maschinengewehre. Ich habe sie nie in Rußland ausprobieren können. Es ist sehr schade, daß in meiner Sammlung kein Russe vorhanden ist. An der Wand würde sich seine Kokarde gewiß ganz malerisch machen. So ein Flug mit einer dicken, schwerbeladenen Maschine, besonders in der russischen Mittagsglut, ist nicht von Pappe.

... Endlich ist man in einer ruhigeren Luftschicht und kommt allmählich zu dem Genuß des Bombenfluges. Es ist schön, geradeaus zu fliegen, ein bestimmtes Ziel zu haben und einen festen Auftrag. Man hat nach einem Bombenwurf das Gefühl: Du hast etwas geleistet, während man manchmal bei einem Jagdflug, wo man keinen abgeschossen hat, sich sagen muß: Du hättest es besser machen können. Ich habe sehr gern Bomben geworfen.

... Und so konnten wir noch manches erreichen. Mein Beobachter schoß feste mit dem Maschinengewehr unter die Brüder, und wir hatten einen wilden Spaß daran.

*

Aus dem Kapitel »Endlich«:

... Wir unterhielten uns mit den Kameraden, da erzählte einer: »Heute kommt der große Boelcke und will uns, oder vielmehr seinen Bruder, in Kowel besuchen.« ... Ich wagte nicht, ihn zu bitten, daß er mich mitnähme. Nicht aus dem Grunde heraus, daß es mir bei unserem Geschwader zu langweilig gewesen wäre — im Gegenteil, wir machten große und interessante Flüge, haben den Rußkis so manchen Bahnhof eingetöppert — aber der Gedanke, wieder an der Westfront zu kämpfen, reizte mich. Es gibt eben nichts Schöneres für einen jungen Kavallerieoffizier, als auf Jagd zu fliegen.

*

Aus dem Kapitel »Mein erster Engländer«:

... Was Boelcke uns sagte, war uns daher ein Evangelium. In den letzten Tagen hatte er, wie er sich ausdrückte, zum Frühstück schon mindestens einen, manchmal auch zwei Engländer abgeschossen.

... Er schien aber kein Anfänger zu sein, denn er wußte genau, daß in dem Moment sein letztes Stündlein geschlagen hatte, wo ich es erreichte, hinter ihn zu gelangen. Ich hatte damals noch nicht die Überzeugung, »der muß fallen«, wie ich sie jetzt voll habe, sondern ich war vielmehr gespannt, ob er wohl fallen würde, und das ist ein wesentlicher Unterschied. Liegt mal der erste oder gar der zweite oder dritte, dann geht einem ein Licht auf: »So mußt du's machen«.

... Stolz meldete ich zum ersten Male: »Einen Engländer abgeschossen.« Sofort jubelte alles, denn ich war nicht der einzige;

außer Boelcke, der, wie üblich, seinen Frühstückssieg hatte, war jeder von uns Anfängern zum ersten Male Sieger im Luftkampf geblieben.

*

Ich habe in meinem ganzen Leben kein schöneres Jagdgefilde kennen gelernt als in den Tagen der Somme-Schlacht. Morgens, wenn man aufgestanden, kamen schon die ersten Engländer, und die letzten verschwanden, nachdem schon lange die Sonne untergegangen war. »Ein Dorado für die Jagdflieger«, hat Boelcke einmal gesagt. Es ist damals die Zeit gewesen, wo Boelcke in zwei Monaten mit seinen Abschüssen von zwanzig auf vierzig gestiegen war. Wir Anfänger hatten damals noch nicht die Erfahrung wie unser Meister und waren ganz zufrieden, wenn wir nicht selbst Senge bezogen. Aber schön war es!

... Der Geist Boelckes lebt fort unter seinen tüchtigen Nachfolgern.

*

... Es war wieder das übliche Bild. Boelcke schießt einen ab, und ich kann zusehen.

*

Aus dem Kapitel »Der Achte«:

Acht war zu Boelckes Zeiten eine ganz anständige Zahl.

... Als Immelmann seinen ersten abschoß, hatte er sogar das Glück, einen Gegner zu finden, der gar kein Maschinengewehr bei sich hatte. Solche Häschen findet man jetzt höchstens noch über Johannisthal.

*

... Ich flog quietschvergnügt eines schönen Tages wieder mal auf Jagd und beobachtete drei Engländer, die scheinbar auch nichts anderes vorhatten als zu jagen. Ich merkte, wie sie mit mir liebäugelten, und da ich gerade viel Lust zum Kampfe hatte, ließ ich mich darauf ein. Ich war tiefer als der Engländer, folglich mußte ich warten, bis der Bruder auf mich 'runterstieß. Es dauerte auch nicht lange, schon kam er angesegelt und wollte mich von hinten fassen. Nach den ersten fünf Schüssen mußte der Kunde schon wieder aufhören, denn ich lag bereits in einer scharfen Linkskurve.

... Dabei flogen meine ersten blauen Bohnen ihm um die Ohren, denn bis jetzt war keiner zu Schuß gekommen. ... Sein Maschinengewehr rannte in die Erde und ziert jetzt den Eingang über meiner Haustür.

*

Aus dem Kapitel »Englische und französische Fliegerei«:

Zurzeit bin ich bemüht, der Jagdstaffel Boelcke Konkurrenz zu machen.

... Dem Engländer dagegen merkt man eben doch ab und zu noch etwas von seinem Germanenblut an. Auch liegt dem Sportsmann das Fliegen sehr, aber sie verlieren sich zu sehr in dem Sportlichen. ... Dies macht wohl bei der Johannisthaler Sportswoche Eindruck, aber der Schützengraben ist nicht so dankbar wie dieses Publikum. Er verlangt mehr. Es soll immer englisches Pilotenblut regnen.

*

Aus dem Kapitel »Selbst abgeschossen«:

... So habe ich mal einen Engländer abgeschossen, dem ich den Todesschuß jenseits der feindlichen Linien gegeben habe, und 'runtergeplumpst ist er bei unseren Fesselballons, so weit hat ihn der Sturm noch 'rübergetrieben.

*

Aus dem Kapitel »Erste Dublette«:

... Das Wetter ist eigentlich sehr schlecht geworden, so daß wir nicht annehmen konnten, noch Weidmannsheil zu haben.

... Nach seiner Landung flog ich nochmals über ihn hinweg in zehn Metern Höhe, um festzustellen, ob ich ihn totgeschossen hatte oder nicht. Was macht der Kerl? Er nimmt sein Maschinengewehr und zerschießt mir die ganze Maschine.

Voß sagte nachher zu mir, wenn ihm das passiert wäre, hätte er ihn nachträglich noch auf dem Boden totgeschossen. Eigentlich hätte ich es auch machen müssen, denn er hatte sich eben noch nicht ergeben. Er war übrigens einer von den wenigen Glücklichen, die am Leben geblieben sind.

Sehr vergnügt flog ich nach Hause und konnte meinen Dreiunddreißigsten feiern.

*

... Ich kriegte meinen Gegner vor und konnte noch schnell sehen, wie mein Bruder und Wolff sich jeder einen dieser Burschen vorbanden.

*

Aus dem Kapitel »Der ‚alte Herr' kommt uns besuchen«:

... Um halb Zehn ist er auf unserem Platz. Wir kommen gerade von einem Jagdflug nach Hause, und mein Bruder

steigt zuerst aus seiner Kiste, begrüßt den alten Herrn: »Guten Tag, Papa, ich habe eben einen Engländer abgeschossen.« Darauf steige ich aus meiner Maschine: »Guten Tag, Papa, ich habe eben einen Engländer abgeschossen.« Der alte Herr war glücklich, es machte ihm viel Spaß, das sah man ihm an. Er ist nicht einer von den Vätern, die sich um ihre Söhne bangen, sondern am liebsten möchte er selbst sich in eine Maschine setzen und auch abschießen — glaube ich wenigstens. Wir frühstückten erst mit ihm, dann flogen wir wieder.

. . . Das deutsche Flugzeug ist scheinbar angeschossen . . Wir stürzen hin und müssen mit Bedauern feststellen, daß der eine der Insassen, der Maschinengewehrschütze, gefallen ist. Dieser Anblick war meinem Vater etwas Neues und stimmte ihn offenbar sehr ernst.

. . . Diesmal hatte ich wieder Glück und hatte meinen zweiten Engländer an dem Tage abgeschossen. Die Stimmung des alten Herrn war wieder da.

. . . Wolff war mit seiner Gruppe während der Zeit am Feinde gewesen und hatte selbst einen erledigt. Auch Schäfer hatte sich einen zu Gemüte geführt.

. . . Da plötzlich bäumt sich das feindliche Flugzeug auf — ein sicheres Zeichen des Getroffenseins, gewiß hatte der Führer Kopfschuß oder so etwas — das Flugzeug stürzt, und die Flächen des feindlichen Apparates klappen auseinander. Die Trümmer fallen ganz in der Nähe meines Opfers. Ich fliege an meinen Bruder heran und gratuliere ihm, d. h. wir winkten uns gegenseitig zu. Wir waren befriedigt und flogen weiter. Es ist schön, wenn man mit seinem Bruder so zusammen fliegen kann.

. . . Wir schlossen uns eng zusammen, denn jeder wußte, daß man es mit Brüdern zu tun hat, die dasselbe Metier verfolgen wie wir selbst. . . . aber es kommt eben nicht auf die Kiste an, sondern auf den, der drinnen sitzt; die Brüder waren laurig und hatten keinen Mumm.

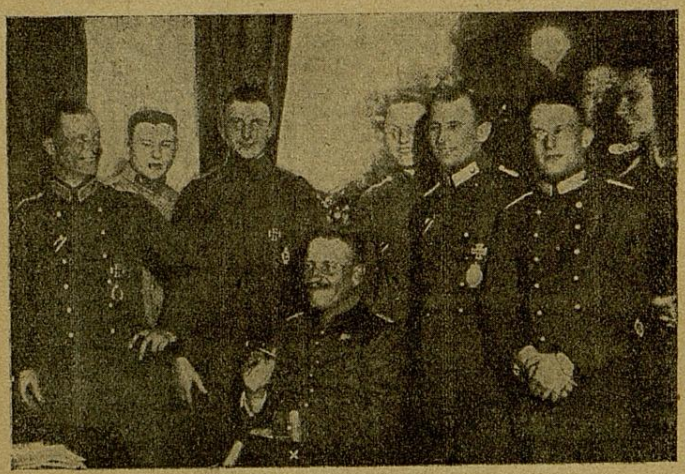
... Aber wenn einem die Kundschaft nicht mehr gibt, muß man sie halt nehmen, wie sie kommt.

. . . Was unter mir ist, womöglich noch allein und auf unserem Gebiet, kann wohl als verloren gelten, besonders, wenn es ein Einsitzer ist, also ein Jagdflieger, der nicht nach hinten 'rausschießen kann.

. . . Jedesmal fiel mein Freund darauf 'rein. So hatte ich mich sachte an ihn herangeschossen. Nun bin ich ganz nahebei. Jetzt wird sauber gezielt, noch einen Augenblick gewartet, höchstens noch fünfzig Meter von ihm entfernt, drücke ich

auf beide Maschinengewehrknöpfe. Erst ein leises Rauschen, das sichere Zeichen des getroffenen Benzintanks, dann eine helle Flamme, und mein Lord verschwindet in der Tiefe.

Dieser war der Vierte an diesem Tage. Mein Bruder hatte zwei. Dazu hatten wir den alten Herrn scheinbar eingeladen. Die Freude war ganz ungeheuer.



Weihnachten 1916
Der »alte Herr« (X) bei der Jagdstaffel Boelcke

. . . Sechs Engländer hatten die beiden Brüder also an einem Tage abgeschossen. das ist zusammen eine ganze Fliegerabteilung. Ich glaube, wir waren den Engländern unsympathisch.

*

Aus dem Kapitel: »Mein Bruder«:

. . . Das täte uns leid, denn dadurch würde uns manche schöne Gelegenheit genommen, bei der wir die Engländer gut belapsen könnten.

*

Aus dem Kapitel »Lothar ein ‚Schießer' und nicht ein Weidmann«:

Mein Vater macht einen Unterschied zwischen einem Jäger (Weidmann) und einem Schießer, dem es nur Spaß macht, zu schießen. Wenn ich einen Engländer abgeschossen habe, so ist meine Jagdpassion für die nächste Viertelstunde beruhigt. Ich bringe es also nicht fertig, zwei Engländer unmittelbar hintereinander abzuschießen. Fällt der eine herunter, so habe ich das unbedingte Gefühl der Befriedigung. Erst sehr, sehr viel später habe ich mich dazu überwunden und mich zum Schießer ausgebildet. Bei meinem Bruder war es anders. . . . Zu Hause fragte er mich stolz: »Wieviel hast du abgeschossen?« Ich sagte ganz bescheiden: »Einen.« Er dreht mir den Rücken und sagt: »Ich habe zwei,« worauf ich ihn zur Nachsuche nach vorn schickte. Er mußte feststellen, wie seine Kerle hießen usw. Am späten Nachmittag kommt er zurück und hat nur einen gefunden. Die Nachsuche war also schlecht, wie überhaupt bei solchen Schießern. Erst am Tage darauf meldete die Truppe, wo der andere lag. Daß er 'runtergefallen war, hatten wir ja alle gesehen.

*

Aus dem Kapitel »Der Auerochs«:

Der Fürst Pleß hatte mir gelegentlich eines Besuches im Hauptquartier erlaubt, bei ihm auf seiner Jagd ein Wisent abzuschießen. Der Wisent ist das, was im Volksmund mit Auerochse bezeichnet wird. Auerochsen sind ausgestorben. Der Wisent ist auf dem besten Wege, das gleiche zu tun. Auf der ganzen Erde gibt es nur noch zwei Stellen, und das ist in Pleß und beim Revier des ehemaligen Zaren im Bialowiczer Forst. Der Bialowiczer Forst hat natürlich durch den Krieg kolossal gelitten. So manchen braven Wisent, den sonst nur hohe Fürstlichkeiten und der Zar abgeschossen hätten, hat sich ein Musketier zu Gemüte geführt. Mir war also durch die Güte seiner Durchlaucht der Abschuß eines so seltenen Tieres erlaubt worden. In etwa einem Menschenalter gibt es diese Tiere nicht mehr, da sind sie ausgerottet.

. . . Ich stand auf der Kanzel, auf der, wie mir der Oberwildmeister berichtete, bereits mehrmals Majestät gestanden hat, um so manchen Wisent von da aus zur Strecke zu bringen.

. . . Auf zweihundertfünfzig Schritt verhoffte er noch einen Augenblick. Es war mir zu weit, um zu schießen. Getroffen hätte man ja vielleicht das Ungetüm, weil man eben an so einem Riesending überhaupt nicht vorbeischießen kann.

Ein christlicher Dreh

Man weiß, daß mein Haß gegen die jüdische Presse nur noch von meinem Haß gegen die antisemitische Presse übertroffen wird, während hingegen mein Haß gegen die antisemitische Presse nur wieder von meinem Haß gegen die jüdische Presse übertroffen wird, aus welcher Reaktion, die sich jeweils und stets mit gleich starker Überzeugung für die endgiltige hält, sich die mir von beiden Seiten vorgehaltenen »Widersprüche« hinreichend erklären mögen. Wenn ich jener vom Vater auf den Sohn vererbten gräßlichsten Stimme dieses Zeitalters ausgesetzt bin, dem akustischen Ausdruck einer Gewure, deren Organ jede journalistische Form, die doch an sich das Weltübel ist, sprengt und keine Zeitung mehr, nur noch »das Blatt« ermöglicht; wenn ich diese folternden Selbstgespräche einer Individualität empfange, die mit fleischigem Finger den Ereignissen Stillstand und Fortschritt, je nachdem, diktiert: Der Streik muß sofort aufhören, und darüber den Titel setzt »Notwendigkeit sozialer Ruhe in der jetzigen Krise«; wenn diese Zunge, die ohne Rufzeichen befiehlt, ohne Doppelpunkt anführt und ohne Spatium betrügt, über jüdische Kommata gleitend zu schmeicheln und zu tändelen beginnt und nur so hinwälzt, wir haben einen Präsidenten, der Euripides zitiert, was schon an und für sich kein Befähigungsnachweis wäre, aber noch dazu falsch ist, weil er Sophokles zitiert hat und zwar das jedem Wachmann geläufige Zitat »Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da«; wenn ich das über mich ergehen lasse, wünschend, ich wäre ein Vanderbilt, damit ich die Schmach kaufen könnte und dem Monstrum von einem Sohn, der die Hoffnung, daß mit dem Ableben des Vaters Ruh sein werde, so grimmig enttäuscht hat, dazu helfen, sich »das Blatt«

vor den Mund zu nehmen — dann, ja dann wende ich wohl mein Ohr jenen Wiener Stimmen zu, die im Abendblatt der Reichspost zu so lockender Melodie eingefangen sind. Aber wenn ich sie einströmen lasse, ja nur einen Blick werfe auf die gottverlassene Unbegabung dieses Preßgojs, der von der andern Seite so wenig das Journalgesicht der Zeit trifft und so unmittelbar die Scheußlichkeit des Lebens wie jener; wenn ich nur die Starrkrämpfe dieses talentlosesten Zeichners aller Zeiten betrachte, der steif und fest behauptet, daß seine Figuren so aussehen und dessen gschmackige Unterschrift allein schon die Vision von Sirk-Ecke, Gartenbau, Gustomenscherln und Infanteriezwockeln heraufbeschwört; wenn ich dieses Brouhaha von stupiden Lettern erleide, die eine Rubrik einzuleiten scheinen und nur ein verhatschtes Zitat betiteln, diesen unwirksamen Wust von Tücke und Dummheit, diese Gedankensplitter eines Mostschädels, diesen hoffnungslosen Eifer eines Humors, der voraussetzt, daß die Welt verstehen werde, was »Ramatama« heißt, und der in der Devise »Rrtsch — obidraht!« triumphiert, diese brüllenden Beweise, daß Kasmader nicht besiegt sei oder wenn schon, so mit Unrecht, und daß die Welt sich doch einmal diesem Kulturideal beugen werde und daß die Habsburger doch die besten seien und daß es unter ihnen, als sie noch nicht Europa verwüstet hatten, doch viel schöner war als jetzt in Europa; wenn ich des Andrangs dieser Arischgesichter, in Wort und Bild, mich vergebens zu erwehren suche, wünschend, ich hätte die verlorene ungarische Million, sie zu bannen — dann, ja dann blicke ich wohl nach der Neuen Freien Presse aus und denke mir, daß das Scheußlichste was es gibt, doch noch immer nicht so scheußlich ist wie das Scheußlichste was es gibt, worauf ich mich dann sofort wieder der Reichspost zuwende und so fort in infinitum dieser jüdischdeutsch-österreichischen Zeitlichkeit.

DIE FACKEL

Nr. 679—685 MÄRZ 1925 XXVI. JAHR

Zu Ferdinand Lassalles hundertstem Geburtstag

11. April 1925

Aus der Rede »Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag, Drei Symptome des öffentlichen Geistes«, 1863

(Vorgetragen am 25. Februar 1925)

»Eines müssen Sie ohne Unterlaß festhalten, ohne Unterlaß verbreiten: Unser Hauptfeind, der Hauptfeind aller gesunden Entwicklung des deutschen Geistes und des deutschen Volkstums, das ist ~~heutzutage~~ die Presse! Die Presse ist in dem Entwicklungsstadium, auf welchem sie angelangt ist, der gefährlichste, der wahre Feind des Volkes, ein um so gefährlicherer, als er verkappt auftritt. Ihre Lügenhaftigkeit, ihre Verkommenheit, ihre Unsittlichkeit werden von nichts anderem überboten, als vielleicht von ihrer Unwissenheit. . . .

. . . ~~Wer aber sollte sich z. B. dazu überwinden~~, die zugleich widerlichste und komischste Erscheinung unsrer Tage, die Berliner Volkszeitung und ihren

---

Das Gesperrte — auch die Wendung »Von Stund' an« — ist gleichfalls im Original, d. i. im Druck der fragwürdigen Eduard Bernstein'schen Gesamtausgabe (Band II) gesperrt gedruckt; Streichungen sind durch Punkte bezeichnet. Die meisten dieser Stellen aus der in den Versammlungen des deutschen Arbeiter-Vereins zu Barmen, Solingen und Düsseldorf (20., 27. und 28. September 1863) gehaltenen Rede, deren erster Abdruck in der Schaub'schen Buchhandlung in Düsseldorf 1863 erschienen ist, waren in der ‚Fackel' schon vor Jahren zitiert. Der rechtssozialistische Herr Eduard Bernstein kann sich in seinem Vorwort das Bedauern nicht versagen, daß Lassalles Kritik der liberalen Opposition oft wörtlich mit der der reaktionären Blätter übereinstimme: »freilich durfte sich Lassalle damals darauf berufen,

Redakteur, Herrn B., zu charakterisieren, einen gewesenen Leihbibliothekar, der in seinem Geschäft die Lektüre seiner Leihbibliothek profitiert hat und damit die Bildung erlangt zu haben glaubt, die erforderlich ist, um ein großes Volk zu führen? Ein Mann, der täglich über Gott und die Welt und noch vieles Andere Leitartikel schreibt und dies nur deshalb kann, weil er in seiner glücklichen Unwissenheit gar nicht ahnt, wie ihm auf jeden Schritt und Tritt alle Elemente fehlen. Ein Mann, der nicht einmal Deutsch zu schreiben vermag, sondern durch ein eigentümliches Kauderwelsch, das er seinen Lesern eingibt, das sogenannte Jüdisch-deutsch — kein Satz ohne grammatikalische Fehler — dem Volke langsam und sicher sogar noch seine Sprache ~~und deren Genius verdirbt!~~ ...

~~Das sind~~ ernste, sehr ernste Erscheinungen, und ich nehme, die Seele voll Trauer, keinen Anstand zu sagen: ~~wenn nicht eine totale Umwandlung unsrer Presse eintritt,~~ wenn diese Zeitungspest noch fünfzig Jahre so fortwütet, so muß ~~dann~~ unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen! Denn Ihr begreift: wenn Tausende von Zeitungsschreibern, diesen heutigen Lehrern des Volks, mit hunderttausend Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissen-

---

~~daß er z. B. über das Institut der bürgerlichen Presse sich schon viel~~ früher gleich wegwerfend geäußert wie in dieser Rede, aber er war ein viel zu geschulter Politiker, um sich verhehlen zu können, daß in jenem Moment die obendrein sehr einseitigen Angriffe auf die Presse nur Wasser auf die Mühle viel schlimmerer Feinde des Volkes sein mußten, als es die liberale Presse jener Tage war.« Eine Jammerhaftigkeit, die sich vierzig Jahre später vor dem Angriff auf das gigantisch erwachsene Unheil bekanntlich wiederholt hat. Wäre die deutsche Arbeiterpartei in der moralischen Atmosphäre dieses Lassalle'schen Preßkampfes verblieben und hätte sie einem phraseologischen Begriff von Freiheit zuliebe nicht darauf verzichtet, der wahren Tyrannei ein Ende zu bereiten, so wäre ihr dieser schauerliche Sündenfall in die bourgeoise Korruption, der der Erbärmlichkeit ihrer kriegerischen und nachrevolutionären Entwicklung auf dem Fuße folgt, erspart geblieben.

losigkeit, ihren Eunuchenhaß gegen alles Wahre und Große in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volke einhauchen, dem Volke, das gläubig und vertrauend nach diesem Gifte greift, weil es geistige Stärkung aus demselben zu schöpfen glaubt, nun, so muß dieser Volksgeist zu Grunde gehen und wäre er noch dreimal so herrlich! Nicht das begabteste Volk der Welt, nicht die Griechen, hätten eine solche Presse überdauert! Und Ihr begreift, daß, wenn auch fünf, zehn, zwölf unterrichtete, ernsthafte und tüchtige Männer unter dieser Bande wären, dies an dem Gesagten nichts ändern kann, da ihre Stimme machtlos verhallen muß in dem Schwall und Geräusch ihrer Kollegen. . .

Ich kann Euch hier nicht die Geschichte der europäischen Presse geben. Genug, einst war sie wirklich der Vorkämpfer für die geistigen Interessen in Politik, Kunst und Wissenschaft, der Bildner, Lehrer und geistige Erzieher des großen Publikums. Sie stritt für Ideen und suchte zu diesen die große Masse empor zu heben. Allmälig aber begann die Gewohnheit der bezahlten Anzeigen, der sogenannten Annoncen oder Inserate, die lange gar keinen, dann einen sehr beschränkten Raum auf der letzten Seite der Zeitungen gefunden hatten, eine tiefe Umwandlung in dem Wesen derselben hervorzubringen. Es zeigte sich, daß diese Annoncen ein sehr ergiebiges Mittel seien, um Reichtümer zusammen zu schlagen, um immense jährliche Revenüen aus den Zeitungen zu schöpfen. Von Stund' an wurde eine Zeitung eine äußerst lukrative Spekulation für einen kapitalbegabten oder auch für einen kapital-hungrigen Verleger. Aber um viele Anzeigen zu erhalten, handelte es sich zuvörderst darum, möglichst viele Abonnenten zu bekommen, denn die Anzeigen strömen natürlich in Fülle nur solchen Blättern zu, die sich eines großen Abonnentenkreises erfreuen. Von Stund' an handelte es sich

also nicht mehr darum, für eine große Idee zu streiten, und zu ihr langsam und allmälig das große Publikum hinaufzuheben, sondern umgekehrt, solchen Meinungen zu huldigen, welche, wie sie auch immer beschaffen sein mochten, der größten Anzahl von Zeitungs-Käufern ~~(Abonnenten)~~ genehm sind. Von Stund' an also wurden die Zeitungen, immer unter Beibehaltung des Scheins, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, aus Bildnern und Lehrern des Volks zu schnöden Augendienern der geldbesitzenden ~~und also abonnierenden~~ Bourgeoisie und ihres Geschmackes, ~~die einen Zeitungen gefesselt durch den~~ Abonnentenkreis, den sie bereits haben, die andern durch den, den sie zu erwerben hoffen, beide immer in Hinsicht auf den eigentlichen goldenen Boden ~~des Geschäfts, die Inserate.~~

Von Stund' an wurden ~~also die Zeitungen~~ sie nicht nur zu einem ganz gemeinen, ordinären Geldgeschäfte, wie jedes andre auch, sondern zu einem viel schlimmern, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäfte, welches unter dem Scheine des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volks betrieben wird.

Habt Ihr einen Begriff von der depravierenden Wirkung, die diese täglich fortgesetzte Heuchelei, dieses Pfaffentum des 19. Jahrhunderts, ~~allmälig auf Verleger und Zeitungsschreiber~~ hervorbringen mußte?

~~Noch ganz andere Wirkungen aber mußten in~~ einer Zeit erhitzter politischer Parteikämpfe eintreten. Von vornherein konnten natürlich die Zeitungen in diesem Kampfe nichts andres vertreten als alle Vorurteile der besitzenden Klassen, unter denen ja bei weitem die meisten Abonnenten sind, die wieder die Inserate nach sich ziehen. Aber das ist noch das Wenigste. Eine noch weit verderblichere ~~Konsequenz war folgende: Ein Schriftsteller von~~

Ehre würde sich lieber die Faust abhacken, als das Gegenteil von dem sagen, was er denkt; ja sogar als, insofern er einmal schreibt, das nicht sagen, was er denkt. Kann er es schlechterdings nicht, und in keiner Wendung, ausdrücken, so zieht er sich lieber zurück und schreibt gar nicht. Bei den Zeitungen ist dies ausgeschlossen durch das lukrative Zeitungsgeschäft. Sie müssen fort erscheinen, das Geschäft bringt es einmal so mit sich. Was also unsre Regierungen seit 1848 auch anfangen mochten, die Zeitungen waren von vornherein durch das Geschäft darauf angewiesen, jeden Kompromiß mit der Regierung zu schließen, ihr nur die Art von Opposition zu machen, welche die Regierung selbst noch wollte oder zuließ! Das Geschäft bringt es einmal so mit sich! . . .

Zugleich könnt Ihr Euch selbst denken, welche entsittlichenden Folgen das geschilderte Verfahren täglich auf den Charakter der Zeitungsschreiber weiter hervorbringen mußte, welche frivole Verachtung gegen sich selbst, gegen alle ideellen Zwecke, gegen Leser und Volk, das sich jenen Humbug geduldig aufbinden ließ, jene tägliche Gewohnheit der Selbsterniedrigung zur Folge haben mußte!

Wenn es also z. B. unserer Regierung einfiele, zu verordnen: keine Zeitung darf ferner erscheinen, welche nicht mit fingergroßen Buchstaben die Überschrift trägt: »Das Volk ist eine Canaille«, nun, so ist gar keinen Augenblick zu zweifeln — denn das Geschäft bringt es so mit sich! —, daß unsre liberalen Blätter erscheinen würden mit der fingergroßen Überschrift: »Das Volk ist eine Canaille!« Und nicht nur das, sondern sie würden uns jetzt auch noch beweisen, daß das grade der höchste Grad echter Überzeugungstreue und wahrer Liebe zum Volke sei, daß es der notwendige neue Kompromiß des öffentlichen Geistes sei, zu sagen: das Volk ist eine Canaille!

Wenn jemand Geld verdienen will, so mag er Cotton fabrizieren oder Tuche, oder auf der Börse spielen. Aber daß man um schnöden Gewinstes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergifte und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenze, — es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann! ~~(Lang anhaltendes, sich immer wieder erneuendes Bravo.)~~ Denkt Euch aber noch weiter die notwendige Rückwirkung, welche die geschilderte Arbeit der Zeitungen auf die Beschaffenheit der Zeitungsschreiber selbst ausüben muß. Ihr wißt, wie der Arbeiter die Arbeit, so bestimmt wieder in hohem Grade wechselwirkend die Arbeit die Beschaffenheit des Arbeiters. Das lukrative Annoncengeschäft hat den Zeitungseigentümern die Mittel gegeben, ein geistiges Proletariat, ein stehendes Heer von Zeitungsschreibern zu unterhalten, durch welches sie konkurrierend ihren Betrieb zu vergrößern und ihre Annoncen-Einnahmen zu vermehren streben. Aber wer soll unter dieses Heer gehen, wer, der sich selber achtet, wer, der nur irgend welche Befähigung zu reellen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Gedankens oder ~~des bürgerlichen Lebens in sich fühlt?~~ Ihr, Proletarier, verkauft Euren Arbeitsherren doch nur Eure Zeit und materielle Arbeit. Jene aber verkaufen ihre Seele! ~~Denn der Korrespondent muß schreiben, wie der~~ Redakteur und Eigentümer will; der Redakteur und Eigentümer aber, was die Abonnenten wollen ~~und die Regierung erlaubt!~~ Wer ~~aber~~, der ein Mann ist, würde sich zu einer solchen Prostitution des Geistes hergeben? ~~Ferner bedenkt die zerrüttenden Folgen, welche diese metiermäßige Beschäftigung noch in andrer Hinsicht nach sich zieht.~~ Ihr, Proletarier, verkauft Euch doch nur zu einem Geschäft, das Ihr kennt und versteht, jene aber, die geistigen Proletarier, müssen täglich lange Spalten füllen über tausend Dinge, über Politik, Recht, Ökonomie, Wissenschaft,

über alle Fächer der Gesetzgebung, über diplomatische und geschichtliche Verhältnisse aller Völker. Ob man das Hinreichende, ob man das Geringste davon versteht oder nicht — die Sache muß behandelt, die Zeitung gefüllt sein, das Geschäft bringt es so mit sich! Dazu der Mangel an Zeit, die Dinge näher zu studieren, in Quellen und Büchern nachzuforschen, ja selbst nur sich einigermaßen zu sammeln und nachzudenken. Der Artikel muß fertig sein, das Geschäft bringt es so mit sich! Alle Unwissenheit, alle Unbekanntschaft mit den Dingen, alles, alles muß möglichst versteckt werden unter der abgefeimten, routinirten Phrase.

Daher kömmt es, daß, wer heute mit einer halben Bildung in die Zeitungsschreiber-Karriere eintritt, in zwei oder drei Jahren auch das Wenige noch verlernt hat, was er wußte, sich geistig und sittlich zu Grunde gerichtet hat und zu einem blasierten, ernstlosen, an nichts Großes mehr glaubenden, noch erstrebenden und nur auf die Macht der Clique schwörenden Menschen geworden ist!

Aus all diesen Ursachen ist es gekommen, daß sich alle tüchtigen Elemente, die sich früher an der Presse beteiligt haben, allmälig von derselben bis auf sehr vereinzelte Ausnahmen zurückgezogen haben, und die Presse so zu einem Sammelplatz aller Mittelmäßigkeiten, aller ruinierten Existenzen, aller Arbeitsscheuen und Nichtswisser geworden ist, die, zu keiner reellen Arbeit tüchtig, in der Presse immer noch eine mühelosere und auskömmlichere Existenz finden, als irgend sonst.

Das sind diese modernen Landsknechte von der Feder, das geistige Proletariat, das stehende Heer der Zeitungsschreiber, das öffentliche Meinung macht und dem Volke tiefere Wunden geschlagen hat, als das stehende Heer der Soldaten; denn dieses hält doch nur durch äußere Gewalt das Volk zu Boden, jenes bringt ihm die innere Fäulnis, vergiftet

ihm Blut und Säfte! — Daher auch die Entfernung, in welcher sich bei uns alle Männer des wirklichen Wissens wie in heiliger Scheu von den Zeitungen halten. Ich habe eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft unter den Gelehrten. Wie oft wurde mir nicht bei einer gelegentlichen Äußerung, ob man nicht über diesen oder jenen besonders wichtigen Gegenstand einen Artikel in irgend eine beliebige Zeitung liefern wolle, eine Antwort zu Teil voll Staunen und Verwunderung, als enthielte dies fast eine beleidigende Zumutung!*)

Ich habe auch in meinem Leben 2 oder 3 Zeitungsschreiber näher kennen gelernt, die in jeder Hinsicht eine rühmliche Ausnahme, ja einen vollständigen Gegensatz zu der eben gegebenen Schilderung bilden. Zwei derselben haben sich auch bereits aus dieser Karriere zurückgezogen, aber wie oft riefen sie nicht alle drei in schmerzlichem Ringen zu mir aus: Lieber Eisenbahnarbeiter sein, als weiter in dieser Karriere verbleiben, die uns Geist und Seele zu Grunde richtet!

Ja, es ist wörtlich wahr, was Herr von Bismarck nur in sehr milder Form in der preußischen Kammer gesagt hat: Die Zeitungen werden von Leuten geschrieben, die ihren Beruf verfehlt haben. — Und hier lache ich schon im voraus, wie die Fortschrittler diese meine Übereinstimmung mit Herrn von Bismarck wieder als Beweis anführen werden, daß ich von Herrn von Bismarck gewonnen sei. Nur schade, daß ich schon lange vor der ganzen Existenz des Ministeriums Bismarck, nur in weit herberer Form, genau dasselbe in meinem »Julian« drucken ließ. Sie sind eine Bande von Menschen, sage ich daselbst, zu unfähig zum Elementar-Schullehrer, zu arbeitsscheu zum Postsekretär, zu keiner bürgerlichen

*) Darüber kann man heute, wo es die höchste Ehrung eines im Ausmaß der Preßverelendung heruntergekommenen Gelehrtentums bedeutet, nur eine Lache anschlagen.

Gog & Magog vorgekehrt worden, ist denn doch nicht erträglich. Noch weniger als der Saffian für einen Inhalt verantwortlich ist, der solchem Pack bis zum Weltuntergang ein Grauen sein wird, ist wahrlich der Inhalt für den Saffian verantwortlich.

* * *

Von den nur noch in Ausnahmefällen zitierten oder erwähnten zahlreichen Stimmen in ausländischen Revuen und Zeitungen sei auf einen Aufsatz über die »Letzten Tage der Menschheit« von Arthur Sakheim: »Die Tragödie Europas« (‚Der Freihafen', Blätter der Hamburger Kammerspiele, Jahrgang 6, Heft Nr. 2), ferner auf »Daumier« von Ernst Weiß (‚Berliner Börsencourier', 22. April 1923), »Satire und Polemik« von Max Rychner (‚Wissen und Leben', Zürich, 1. April 1923) und auf eine Besprechung der »Letzten Nacht« anläßlich der Wiener Aufführung: »The Iconoclastic Kraus« (The Observer, London 10. Juni) hingewiesen. In einem Vortrag von Oswald Brod über »Deutsche Literatur« vor dem Chicago Women's Club im November hieß es:

If you want to read however the most important German book on the war and perhaps the only one that will outlive it, read Karl Kraus »Die letzten Tage der Menschheit«. This document should be in the hands of every one who still believes that war is the remedy for the evils of this world. There is nothing that I know of, that could be compared with this magnificent work by one of Europe's greatest minds.

* * *

~~An Frau Grete Urbanitzky~~

~~Wien IV. Viktorgasse 12 A~~

Herr Karl Kraus hat am 23. Oktober in einem mit Schreibmaschinschrift adressierten Kuvert, ~~das als Absender Ihren Namen trägt~~, eine Zuschrift des Internationalen Schriftsteller-Klubs (»The P. E. N. Club«) erhalten, dem im Ausland unter anderen Anatole France, Knut Hamsun, Maeterlinck, Gorki, Nexö, Gerhart Hauptmann und Selma Lagerlöf, in der österreichischen Sektion Richard Kola, Hans Müller, Dr. Moriz Scheyer, Dr. Julian Sternberg, Direktor Skurah, Siegfried Trebitsch und Berta Zuckerkandl angehören. In dieser Zuschrift, die von Herrn Dr. Raoul Auernheimer eigenhändig unterzeichnet und gleichfalls mit der Schreibmaschine geschrieben ist, wird mitgeteilt,

Eine Karte aus Berlin:

Schlager aus der Operette »Die Dame mit dem Monokel«:

Ich hab' Dich gern mein Freund, weil Du Devisen hast,
Und weil Du's dann und wann mir schon bewiesen hast.
Ich hab' Dich gern, weil Du gut spekulierst
Und an der Börse fast niemals verlierst.
Ob Du nun Franken hast, ob Du nun Gulden hast,
Wenn Du Verständnis nur für meine Schulden hast.
Alles andre ist nur Schein,
Nur Devisen müssen's sein.

In ganz Berlin findet man die Fackel nur im Lesesaal der Preußischen Staatsbibliothek.

Was unter solchen Umständen begreiflich und erfreulich ist.

* * *

Berlin W C über mich — in der Besprechung eines Kataloges des »Bücherkabinetts« —:

Mit Preisen in Schweizer Franken, die uns vielfach zu hoch und auch willkürlich erscheinen, wird hier in 382 Nummern ein gut Teil dessen ausgebreitet, was in den letzten Jahren an bibliophilen Drucken in Deutschland hervorgebracht ist. — — Es ist nämlich in der Tat fast »alles da«! Darunter allerdings auch so fette Happen wie der Insel-Balzac der Vorzugsausgabe in grün Maroquin oder die Hobbingsche »Fürstenausgabe« der Werke Friedrichs des Großen in rot Maroquin oder ein Goethe letzter Hand in 55 roten Saffianbänden. Und noch etzliches mehr. Aber alles auf Bütten, numeriert und signiert, in Leder und Pergament aller Arten und Sorten . . . und man ist baß verwundert, daß Maximilian Harden nicht so zartfühlend war, seine »Zukunft« eigens für diesen »Bibliophilen«-Katalog auf Bütten abziehen zu lassen. Dafür kann man aber wenigstens die »Fackel« von Karl Kraus in Saffian haben. Armes Saffian!

Der Schmerz des Herrn Erich Reiß, dessen Eifer in der Zusendung von »Rezensionsexemplaren« mit Undank gelohnt wurde und der in seinem »Sammlerkabinett« solche Niedrigkeit begehen läßt, wäre nicht des Aufhebens wert. Auch nicht, daß ein Auktionsschlieferl »Saffian« für ein Neutrum hält. Aber daß sich aus Umgebung und Zusammenhang die Meinung verbreiten könnte, von der Fackel sei — anders als von dem schlicht-geistigen Harden — jemals eine Ausgabe für die Berliner Bibliophilen veranstaltet oder irgendetwas für das Bedürfnis der Herren

daß der Ausschuß der österreichischen Sektion des Londoner P. E. N. Club in seiner letzten Sitzung beschlossen habe, den Adressaten zur Mitgliedschaft einzuladen, woran sich eine Darstellung der Vorteile und Annehmlichkeiten einer solchen Mitgliedschaft anschließt, als da sind: ein allmonatliches gemeinsames Abendessen, allwöchentliche gesellige Nachmittags-Zusammenkünfte und Vorträge, Benützung der Klubräume, in denen außer den Wiener Tagesblättern auch englische Literaturzeitschriften aufliegen, und dergleichen mehr. Der Zuschrift war eine Beitrittserklärung angeschlossen sowie ein Auszug aus den Statuten, worin nebst einer Darlegung des kulturellen Zwecks dieser Vereinigung usw. mitgeteilt wird, daß der Ausschuß berechtigt sei, nach seinem Ermessen Schriftsteller einzuladen, auf deren Mitgliedschaft er besonderen Wert legt.

Wir beehren uns, außer der Tatsache, daß Herr Karl Kraus eine solche Einladung respektive ein solches Schriftstück erhalten hat, auch unsere Vermutungen, wie dies zu erklären sein könnte, zu Ihrer Kenntnis zu bringen. Es gibt nicht weniger als drei Möglichkeiten der Erklärung. Die erste und zugleich wahrscheinlichste wäre die, daß sich jemand, der Zutritt zu Ihren Vereinslokalitäten hat, ein solches von Herrn Dr. Raoul Auernheimer eigenhändig unterschriebenes und an keine bestimmte Person adressiertes Schriftstück sowie ein Kuvert Ihres Klubs verschaffen und den dummen Scherz machen konnte, auf dieses den Namen des Herrn Karl Kraus zu setzen, in der Erwartung irgendeines die Büberei lohnenden Ausgangs, etwa um sowohl ihn, der der ehrenden Einladung nicht widerstehen werde, »aufsitzen zu lassen«, wie den Klub, der seine Beitrittserklärung erhält, zu verblüffen. Für diesen immerhin denkbaren Fall ~~nicht daß sie erfolgt, sondern daß ein Scherzbold sie herbeiführen wollte~~ glauben wir uns Ihren Dank zu verdienen, wenn wir Sie auf die Möglichkeit des Mißbrauchs Ihrer Klubpapiere aufmerksam machen. Die zweite Erklärung, die eine geringere Wahrscheinlichkeit für sich hat, wäre die, daß sich der Ausschuß Ihres Klubs selbst und also auch der Unterzeichner der Einladung, Herr Dr. Raoul Auernheimer, einen Scherz erlauben wollte, auf die Gefahr hin, daß Herr Karl Kraus seinen Beitritt anmelden könnte — eine

Vermutung, die uns mit dem Ernst Ihrer kulturellen Absichten und mit der literarischen Position der Persönlichkeiten, die an der Spitze Ihres Klubs stehen, keineswegs vereinbar schiene. So bliebe noch die Möglichkeit übrig, die allerdings die unwahrscheinlichste ist: daß es dem Klub mit der Einladung Ernst sei. Für diesen schon völlig unglaubhaften Fall ~~— den anzunehmen wohl eine Erfüllung der spaßhaften Kombination wäre, die wir als die erste Möglichkeit gesetzt haben —~~ beehren wir uns mit Dank zu erwidern, daß Herr Karl Kraus kein Freund des Klublebens, ja den durch ein solches gebotenen geselligen Nachmittags-Zusammenkünften und gemeinsamen Abendessen abhold ist, daß er den Vorteil, englische Literaturzeitschriften lesen zu können, nicht zu benützen vermöchte, da er der englischen Sprache nicht mächtig ist, und daß er es vorzieht, die einzige greifbare Annehmlichkeit, nämlich die Wiener Tagesblätter zu lesen, nicht im Beisein von deren hervorragendsten Mitarbeitern zu genießen. ~~Wir wiederholen jedoch, daß wir keinen~~ Augenblick zweifeln, daß Ihr Klub ganz ebenso wie er selbst von seiner Untauglichkeit, dessen Mitglied zu werden, überzeugt und daß die Einladung oder vielmehr die Übermittlung des Schriftstücks nur auf den dummen Witz eines Außenstehenden zurückzuführen ist.

Vielleicht sind Sie in der Lage, diesen Vorfall aufzuklären, dessen Mitteilung wir indes noch benützen wollen, um Ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Umstand zu lenken, der es empfehlenswert erscheinen läßt, die Obsorge der Klubleitung auch auf die textliche Gestaltung der Schriftstücke, die so leicht in unrechte Hände geraten, auszudehnen. Wir möchten Sie nämlich darauf aufmerksam machen ~~— und wir würden uns~~ dies auch erlauben, wenn die Zuschrift Privatcharakter trüge, indem sie ernsthaft Herrn Karl Kraus als dem präsumtiven Mitglied ~~Ihres Klubs zugedacht wäre —~~: daß durch ein Gesetz der Republik die Adelsbezeichnungen abgeschafft sind und daß somit die Anführung ~~einer Baronin Gisela Berger als einer Angehörigen des Klubausschusses und~~ einer Grete v. Urbanitzky als Gründerin heute weniger werbende Kraft als den Reiz des Verbotenen hat — eine Tatsache, deren Erkenntnis Sie selbst sich nicht zu verschließen scheinen, indem ja der zuletztgenannte Name auf

nicht mißbrauchen, sondern nur seine Tiefe erkennen läßt, uns mit einem Schlag die unversehrte Zauberwelt einer gnadenvollen Theaterepoche zu zeigen, deren Vorhandensein in diesen Zeitläuften ein unerwartetes Geschenk ist und ein hilfreicher Trost für alle »Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist«.

Ernst Křenek

Vorrede

Kein Zeitstück! Ein toter Papagei wird begraben und erhält seinen Nachfolger. Es geht nichts vor, es geht uns nichts an, aber es ist schön. Schöner als die »Schöne Helena« des Offenbach-Schänders Reinhardt, die Herrn Lunatscharsky entzückt hat, der mich schon gar nichts angeht. Nicht weil er ein Kommunist ist, sondern weil er kein Kommunist ist.*) Um »Hofmanns Erzählungen«, die spannender sind als die seinen, umzubringen, war soeben in Berlin der folgende Apparat aufgeboten:

— — 973 Personen sind in emsiger Tätigkeit, um die Zauberwelt der Offenbachschen Oper lebendig zu machen. Numero 1 (natürlich I), der Regisseur Max Reinhardt persönlich. Dann die beiden Kapellmeister Leo Blech und Manfred Gurlitt. Reinhardts oberster Helfer Dr. Hock, dann Direktor Gerner. Des weiteren arbeiten zwölf Musikassistenten, 75 Orchestermitglieder, 35 Solisten, der Choreograph Dolin, 112 Tänzer und Tänzerinnen, Chorsänger und -Sängerinnen, 56 Komparsen, der technische Leiter Dworsky, acht Bühnenmeister, zehn Inspizienten, 14 Requisiteure, 36 Beleuchter, 48 Bühnenarbeiter, 25 Stukkateure, 93 Mann Garderobepersonal für die Bühne, 84 für den Zuschauerraum, 120 Arbeiterinnen in den Werkstätten. 23 Bureaukräfte und nicht weniger als elf Portiers.

Ein Kollektiv, das Herrn Lunatscharsky begeistern dürfte. So etwas werde ich heute nicht brauchen. Außer mir habe ich meinen ausgezeichneten Begleiter. Wie viel Garderobepersonal mitwirkt, weiß ich nicht. Ein Portier genügt.

»Perichole« wurde auf der Städtischen Bühne in Düsseldorf — Dirigent Jascha Horenstein, Inszenierung W. B. Iltz — am 30. Oktober zum ersten Male aufgeführt.

---

*) War u. a. Gast bei dem bekannten ehemaligen Militärauditor Preminger.

Geradezu kriminell ist es aber, wenn, wie es mitunter selbst an Stellen geschieht, denen eine bessere Einsicht in diese Sachverhalte zugetraut werden muß, die Erneuerung der Offenbachschen Meisterwerke durch Karl Kraus mit jenen Versuchen einer durch Talentlosigkeit zum Mangel verurteilten, tantiemelüsternen Erwerbslosenclique in einem Atem genannt wird. Ganz abgesehen davon, daß er diese Tätigkeit zu einer Zeit begann, als jene noch fröhlich ihre eigenen Mistbeete bebauten, und daß er ihnen, ungenannt und unbedankt, gegen seinen Willen den Weg zur Plünderung der alten Pracht wies, ist es jedem Kenner seines Werkes klar, aus wie anders beschaffenen Motiven er zur Befassung mit dem Oeuvre Offenbachs gelangte. Hier vollzieht sich ganz konsequent die Erlösung des Satirikers von der lustvollen Plage, die ihm sein unerschöpflicher Stoff bereitet. Nachdem ihm viele Jahre lang das Werk des in so vieler Hinsicht kongenialen Nestroy Folie, Bestätigung, Stütze und Hilfe in seinem Kampf mit den Gespenstern der Gegenwart gewesen war, gelangt er nun, mit Offenbach, in jene Region, wo sich die bitteren Kontraste im Spiel vertragen. Die alte, zauberhafte Musik läßt mit ihrem unausdenkbaren Reichtum an Gestalten, bei tiefster Einfachheit ihrer Grundtatsachen, eine immer wachsende Oase in dem sich stets verdüsternden Kampfgefilde dieser Zeiten entstehen. Hier darf sich, ungestraft, viel Holdes begeben, was außerhalb dieser Welt heute nicht gedacht, gesagt, getan werden kann, weil der unaufhörliche Mißton der Zeit als Echo nur das Hohngelächter des Spötters duldet. Diese Haltung begründet den Verzicht auf jede materielle, grobschlächtige Aktualisierung der alten Texte bei Kraus, im Gegensatz zu den landläufigen tölpelhaften Anzüglichkeiten anderer Bearbeiter, die nur von Dickhäutern für geistreich gehalten werden können. Daß uns die Figuren Offenbachs in der Krausschen Erneuerung dennoch ganz nahe kommen, liegt an ihrer inneren Aktualität: wie alle richtigen Theaterpersonen stellen sie unveränderliche Typen menschlichen Verhaltens dar, in zahllosen Abwandlungen und Ausprägungen, und bedürfen darum keiner konkreten Bezüglichkeit, um Leben zu gewinnen. Mit seiner ganzen leidenschaftlichen Liebe zur Wahrheit und Schönheit des menschlichen Herzens, mit der ganzen fanatischen Unerbittlichkeit seines Künstlertums versenkt sich Kraus in die unscheinbaren Texte, die beim ersten Anblick, insbesondere aber in den meisten zeitgenössischen Übersetzungen ins Deutsche bestenfalls wie harmlose Schablonenware liebenswürdiger Konfektionäre anmuten, und es ist erstaunlich, ja unglaublich, wie unter seinen Händen plötzlich die dichterische Substanz des Urbildes aufleuchtet und, von seiner liebenden Sprachgewalt geadelt, einen nie geahnten Glanz ausstrahlt. Dabei geht er mit peinlicher Akribie nicht nur dem Gedanken des Urtextes nach und enthält sich, soweit es nur angeht, jeder sogenannten »Freiheit« der Übersetzung, sondern sucht auch stets die der musikalischen Diktion am klarsten adäquate sprachliche Wendung. So gelingt es ihm, während jene Verderber alter Kostbarkeiten schließlich doch nur den Abgrund immer deutlicher machen, weil sich das Geistesgut der Vergangenheit zu seiner Verkleisterung

Glossen

Etymologie

Wenn Monarchisten auf richterliches Verständnis hoffen dürfen, sobald sie Republikaner ermorden, so setzen sie es umsomehr für jene Fälle voraus, wo sie sie nur beleidigen. Denn hier können sie sich sogar damit rechtfertigen, daß sie es nicht so gemeint haben. In dieser Methode werden täglich Fortschritte erzielt. Während aber der Verteidiger des Herrn Hussarek immerhin noch die Möglichkeit offen gelassen hat, daß das Wort »Schurke« nicht nur »geschickt«, sondern auch »ehrlos« bedeute, berief sich jetzt ein anderer monarchistischer Angeklagter, der einen republikanischen Politiker »Schuft« genannt hatte, darauf, daß dieses Wort überhaupt »keine Beleidigung sei: es stamme aus dem Hebräischen ‚Schofai' und dieses bedeute ‚Volksbeauftragter' oder ‚Heerführer'«. Damit konnte er natürlich kein Glück haben, immerhin aber durch ehrliches Bestreben Sympathie erwecken. Von vornherein verloren wäre dagegen ein Republikaner, der etwa einen habsburgischen General einen Schurken und Schuft genannt hätte. Denn daß er habe sagen wollen, jener sei ein geschickter Heerführer, würde man ihm gewiß nicht glauben.

* * *

Ein Schandblatt

Mit der Anteilnahme eines alten Ziegenbocks pflegt unser Weltblatt Gerichtsverhandlungen über brüchige Ehen, die keinen Menschen außer den Prozeßparteien angehen, aber jeden Schubiack interessieren, zu erschnüffeln. Nicht allein Strafsachen von solcher Materie, nein auch Ehescheidungsfälle beim Zivilgericht sind vor dieser Beteiligung nicht sicher. Die Preisgegebenheit der Menschen, die wegen ihrer privatesten Angelegenheiten die Justiz anrufen müssen, ist eine der schandbarsten Tatsachen dieser Zivilisation, sanktioniert von eben dieser Justiz, die sie gegen die Pein nicht schützt, ihr Familienübel an eine Welt verraten zu sehen, welche in der Tragik des Zusammenbruchs,

erbarmungslos vor den Greueln jedes Tags, für derlei noch immer das lebendigste Interesse aufbringt. Aber dankbar für jede Gelegenheit, die die Justiz dem Gerichtssaalberichterstatter bietet, wird der Schmucknotizler hinterdrein satirisch gegen eine richterliche Neugierde, die »mit epischer Breite« das sexuelle Vorleben einer Diebin erörtern lasse, mit einer Breite, die um keinen Zoll mehr bietet als der journalistischen Nachfrage erwünscht ist, und dieselbe Presse, die den ihr wesensverwandten, aber weit sittlicheren Beruf nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet, zitiert dann Goethe und macht sich über das judizielle Interesse für die Angelegenheiten eines Gewerbes lustig, »das man vor keuschen Ohren nicht nennen darf«, die sie selbst durch Vorenthaltung des Namens mehr reizt als schont. Mit einem Wort, die Gracchen sind über Aufruhr ungehalten, die Böcke berufen »Sittlichkeit und Kriminalität«, und es ist derselbe heuchlerische Verrat an dem Übel, das man in die Welt gesetzt hat und an dem man schmarotzt, wie der typische Hohn der Presse über den von ihr gezüchteten Kulissentratsch. Wenn das Tribunal zur Szene wird und zu einer, die sich für ihre sittenrichterliche Tendenz am Stoff nicht genugtun kann, und wenn die unvermeidliche Wirkung auf das Auditorium vom Leiter der Vorstellung pünktlich mit dem Verweis quittiert wird: »Wir sind hier in keinem Theater!«, so ersteht zu solcher Zwiespältigkeit auch jedesmal der Theaterplauderer, der eben das hinausträgt, was er tadelnswert findet, und eben das tadelnswert findet, was er hinausträgt. Die Moralbarbarei des Gerichtszimmers wäre, so verabscheuenswert sie ist, ja noch erträglich, wenn nicht auch jedes Wort, das dem Zimmertakt zuwider ist, durch das Megaphon der Berichterstattung gesprochen wäre. Keinem Verhandlungsleiter aber wird es einfallen, die Neue Freie Presse wenigstens beim Wort ihrer satirischen Mißbilligung zu nehmen und, um ihr das Ärgernis zu ersparen, ihrem Vertreter die Tür zu weisen, denn die »Öffentlichkeit« wird nur im Fall flagranter Verletzung dessen, was sie für Sittlichkeit halten, ausgeschlossen und dieser Vorgang gewährleistet erst die Anwesenheit jener Leute, welche die im Raum aufgehobene Öffentlichkeit im weiteren Umfang wieder herstellen, genau so wie sie die zugelassene vervielfachen. Das

tolle und hüpfe herum und hasche Schmetterlinge und Alpenkäfer ....

Trebitsch zuerst Gastein,

ehe ich zu meinem Freunde Bernard Shaw nach England gehe ....

Die Zuckerkandl: Purkersdorf. Geradezu in Wien bleiben Lissauer, der durch eine politisch-geistesgeschichtliche Monographie bedauerlicher Weise festgehalten ist, und Salten ohne Angabe der Gründe. Katscher an sechs Punkten, zum Glück mit genauer Terminangabe für jeden einzelnen. Ein Musikant ist unschlüssig; wo er sein wird,

wissen die Götter.

Bis auf diesen unsichern Fall also konnte ich mirs ganz gut einteilen.

Radioglück

muß man haben. Bemühte mich in Südfrankreich vergebens, Paris für Perichole und Madame l'Archiduc zu bekommen, ward aber reich entschädigt: eine Stimme, die »zwo« sagt, verkündet mit unerhörter Deutlichkeit, daß Hindenburg die Goethemedaille verliehen habe an Mussolini — in diesem Moment erhob sich ein Aufruhr unter den Elementen, wie ihn diese selbst noch nicht erlebt hatten. Es schien endlich auf den Planeten abgesehen, dessen ganze Richtung ihnen nicht paßt. Gleichwohl gab's am nächsten Morgen Zeitungen, aus denen zu erfahren war, welche Herren sich an Mussolini anschlossen. Und doch behaupten viele, daß ich die »Pandora« besser vortrage als jene und selbst als Mussolini.

Die Art, wie Hindenburg die Wahlnacht verbrachte

und wie er das Wahlresultat zur Kenntnis nahm, ist bezeichnend für die Abgeklärtheit des Mannes, der sich trotz seines patriarchalischen Alters zur Verfügung stellte, als es galt, Deutschland gegen den Ansturm der Reaktion zu verteidigen. Wir erfahren aus der Reichspräsidentschaftskanzlei darüber folgende Einzelheiten:

Marschall Hindenburg hat sich gestern zeitlich abends zu Bett begeben und die ganze Nacht in ungestörtem Schlafe verbracht. . . .

Wien

(anläßlich einer monarchistischen Demonstration)

Nirgend auf der Hemisphäre
leben solche Mißgeburten
wie im Land der Habedjehre;
und jetzt tragen sie noch Gurten.

Aug vom Schwein, Hyänenpranke,
doch ein elegantes Tragen,
in den Köpfen kein Gedanke —
da muß man schon tulli sagen.

Drahn und obidrahn ihr Leben,
es ist eine eigene Sekte,
und mir wills den Magen heben
schon von diesem Dialekte.

Taarlos —! ist ihnen alles,
stets wird Kaiserwetter lachen.
Hat jedoch der Dreck den Dalles,
no da kann man halt nix machen.

Doch es kann ja nix geschehen,
darum nur sich nicht genieren,
denn man wird ja doch da sehen
oder gar net ignorieren.

Diese jüdisch-arschen Töne
kommen wie von einem Grimmen
und gebannt von Schönpflugschöne
hör ich schaudernd Wiener Stimmen.

Bot der Himmel was er konnte:
D' Geigerbuam die bestbekannten,
so erstehn am Horizonte
sogenannte Resitanten.

Oktober 1908.

Apokalypse

(Offener Brief an das Publikum)

»Den Überwinder will ich genießen lassen von dem Lebensholze, das in meines Gottes Paradiese steht.«

Am 1. April 1909 wird aller menschlichen Voraussicht nach die Fackel ihr Erscheinen einstellen. Den Weltuntergang aber datiere ich von der Eröffnung der Luftschiffahrt.

Eine Verzögerung beider Ereignisse aus äußeren Gründen könnte an meiner Berechtigung nichts ändern, sie vorherzusagen, und nichts an der Erkenntnis, daß beide ihre Wurzel in demselben phänomenalen Übel haben: in dem fieberhaften Fortschritt der menschlichen Dummheit.

Es ist meine Religion, zu glauben, daß Manometer auf 99 steht. An allen Enden dringen die Gase aus der Welthirnjauche, kein Atemholen bleibt der Kultur und am Ende liegt eine tote Menschheit neben ihren Werken, die zu erfinden ihr so viel Geist gekostet hat, daß ihr keiner mehr übrig blieb, sie zu nützen.

Wir waren kompliziert genug, die Maschine zu bauen, und wir sind zu primitiv, uns von ihr bedienen zu lassen. Wir treiben einen Weltverkehr auf schmalspurigen Gehirnbahnen.

Aber siehe, die Natur hat sich gegen die Versuche, eine weitere Dimension für die Zwecke der

zivilisatorischen Niedertracht zu mißbrauchen, aufgelehnt und den Pionieren der Unkultur zu verstehen gegeben, daß es nicht nur Maschinen gibt, sondern auch Stürme! »Hinausgeworfen ward der große Drache, der alle Welt verführt, geworfen ward er auf die Erde . . . Er war nicht mächtig genug, einen Platz im Himmel zu behaupten.« Die Luft wollte sich verpesten, aber nicht erobern lassen. Michael stritt mit dem Drachen, und Michel sah zu. Vorläufig hat die Natur gesiegt. Aber sie wird als die Klügere nachgeben und einer ausgehöhlten Menschheit den Triumph gönnen, an der Erfüllung ihres Lieblingswunsches zugrundezugehen. Bis zum Betrieb der Luftschiffahrt gedulde sich das Chaos — dann kehre es wieder! Daß Montgolfieren vor hundert Jahren aufstiegen, war durch die dichterische Verklärung, die ein Jean Paul davon gab, gerechtfertigt für alle Zeiten; doch kein Gehirn mehr, das Eindrücke zu Bildern formen könnte, wird in den Tagen leben, da eine höhenstaplerische Gesellschaft zu ihrem Ziel gelangen und der Parvenu ein Maßbegriff sein wird. Es ist ein metaphysisches Bubenspiel, aber der Drache, den sie steigen lassen, wird lebendig. Man wird auf die Gesellschaftsordnung spucken können, und davon würde sie unfehlbar Schaden nehmen, wenn ihr nicht schlimmere Sendung zugedacht wäre.

Die Natur mahnt zur Besinnung über ein Leben, das auf Äußerlichkeiten gestellt ist. Eine kosmische Unzufriedenheit gibt sich allenthalben kund, Sommerschnee und Winterhitze demonstrieren gegen den Materialismus, der das Dasein zum Prokrustesbett macht, Krankheiten der Seele als Bauchweh behandelt und das Antlitz der Natur entstellen möchte, wo immer er ihrer Züge gewahr wird: an der Natur, am Weibe und am Künstler. Einer Welt, die ihren Untergang ertrüge, wenn ihr nur seine kinematographische Vorführung nicht versagt bleibt, kann man mit dem Unbegreiflichen nicht bange machen.

Aber unsereins nimmt ein Erdbeben als Protest gegen die Einrichtungen der Demokratie ohneweiters hin und zweifelt keinen Augenblick an der Möglichkeit, daß ein Übermaß menschlicher Dummheit die Elemente empören könnte.

Die Tragik einer gefallenen Menschheit, die für das Leben in der Zivilisation viel schlechter taugt als eine Jungfer fürs Bordellwesen, und die sich mit der Moral über die Syphilis trösten möchte, ist verschärft durch den unaufhörlichen Verzicht auf alle seelische Erneuerung. Ihr Leib ist ethisch geschmiert und ihr Hirn ist eine camera obscura, die mit Druckerschwärze ausgepicht ist. Sie möchte vor der Presse, die ihr das Mark vergiftet hat, in die Wälder fliehen, und findet keine Wälder mehr. Wo einst ragende Bäume den Dank der Erde zum Himmel hoben, türmen sich Sonntagsauflagen. Hat man nicht ausgerechnet, daß eine amerikanische Zeitung für eine einzige Ausgabe eine Papiermasse braucht, zu deren Herstellung zehntausend Bäume von zwanzig Meter Höhe gefällt werden müssen? Es ist schneller nachgedruckt als nachgeforstet. Wehe, wenn es so weit kommt, daß die Bäume bloß täglich zweimal, aber sonst keine Blätter tragen! »Und aus dem Rauche kamen Heuschrecken über die Erde, welchen Macht gegeben wurde, wie die Skorpionen Macht haben ... Menschen ähnlich waren ihre Gesichter ... Und es ward ihnen geboten, weder das Gras auf der Erde, noch etwas Grünes, noch irgend einen Baum zu beschädigen, sondern bloß die Menschen, die nicht haben das Siegel Gottes an ihren Stirnen.« Aber sie beschädigten die Menschen, und schonten die Bäume nicht.

Da besinnt sich die Menschheit, daß ihr der Sauerstoff vom Liberalismus entzogen wurde und rennt in den Sport. Aber der Sport ist ein Adoptivkind des Liberalismus, er trägt schon auf eigene Faust zur Verdummung der Familie bei. Kein

Entrinnen! Auch wenn sie auf dem Misthaufen des Lebens Tennis spielen, die Schmutzflut kommt immer näher und das Sausen aller Fabriken übertönt so wenig ihr Geräusch wie die Klänge der Symphoniekonzerte, zu denen die ganz Verlassenen ihre Zuflucht nehmen.

Inzwischen tun die Politiker ihre Pflicht. Es sind Märtyrer ihres Berufs. Ich habe gehört, daß Österreich Bosnien annektiert hat. Warum auch nicht? Man will alles beisammen haben, wenn alles aufhören soll. Immerhin ist solch ein einigend Band eine gewagte Unternehmung! — In Amerika, wo man uns so oft verwechselt hat, heißt es dann wieder, Bosnien habe Österreich annektiert. Erst die Auflösung unseres Staates, von der in der letzten Zeit so viel die Rede war und die sich separat vollziehen wird, weil die anderen Weltgegenden nicht in solcher Gesellschaft zugrundegehen wollen, dürfte allem müßigen Gerede ein Ende machen. Aber es ist eine weitblickende Politik, den Balkan durcheinanderzubringen. Dort sind die Reserven zur Herstellung des allgemeinen Chaos. Die Wanzen mobilisieren schon gegen die europäische Kultur.

Die Aufgabe der Religion, die Menschheit zu trösten, die zum Galgen geht, die Aufgabe der Politik, sie lebensüberdrüssig zu machen, die Aufgabe der Humanität, ihr die Galgenfrist abzukürzen und gleich die Henkermahlzeit zu vergiften!

Durch Deutschland zieht ein apokalyptischer Reiter, der für viere ausgibt. Es ist Volldampf voraus in allen Gassen. Sein Schnurrbart reicht von Aufgang bis Niedergang und von Süden gen Norden. »Und dem Reiter ward Macht gegeben, den Frieden von der Erde zu nehmen, und daß sie sich einander erwürgten.« Und alles das ohne Absicht und nur aus Lust am Fabulieren.

Dann aber sehe ich ihn wieder als das Tier mit den zehn Hörnern und den sieben Köpfen und einem

Maul gleich dem Rachen eines Löwen. »Man betete das Tier an und sprach: Wer ist dem Tiere gleich? Und wer vermag mit ihm zu streiten? Ein Maul ward ihm zugelassen, große Dinge zu reden.«

Neben diesem aber steht die große Hure, »die mit ihrer Hurerei die Welt verdarb«. Indem sie sich allen, die da wollten, täglich zweimal hingab. »Von dem Wollustwein ihrer Unzucht haben alle Völker getrunken, und die Könige der Erde buhlten mit ihr.«

Wie werden die Leute aussehen, deren Großväter Zeitgenossen des Max Nordau gewesen sind? Bei Tage Börsengeschäfte abgewickelt und am Abend Feuilletons gelesen haben? Werden sie aussehen?! Weh dir, daß du der Enkel eines alten Lesers der Neuen Freien Presse bist! Aber so weit läßt es die Natur nicht kommen, die ihre Beziehungen zur Presse streng nach deren Verhalten gegen die Kultur eingerichtet hat. Einer journalisierten Welt wird die Schmach eines lebensunfähigen Nachwuchses erspart sein: das Geschlecht, dessen Fortsetzung der Leser mit Spannung entgegensieht, bleibt im Übersatz. Die Schöpfung versagt das Imprimatur. Der intellektuelle Wechselbalg, den eine Ratze an innerer Kultur beschämen müßte, wird abgelegt. Der Jammer ist so groß, daß er gleich den Trost mitbringt, es komme nicht so weit. Nein, der Bankert aus Journalismus und Hysterie pflanzt sich nicht fort! Über die Vorstellung, daß es ein Verbrechen sein soll, der heute vorrätigen Menschensorte die Frucht abzutreiben, lacht ein Totengräber ihrer Mißgeburten. Aber die Natur arbeitet schon darauf hin, den Hebammen jede Versuchung zu ersparen! Die Vereinfachung der Gehirnwindungen, die ein Triumph der liberalen Bildung ist, wird die Menschen selbst zu jener geringfügigen Arbeit unfähig machen, deren Leistung die Natur ihnen eigens schmackhaft gemacht hat. So könnte die Aufführungsserie des »Walzertraums« einen jähen Abbruch erfahren!

Aber glaubt man, daß die Erfolgsziffern der neuen Tonwerke ohne Einfluß auf die Gestaltung dieser Verhältnisse bleiben werden? Daß sie noch vor zwanzig Jahren möglich gewesen wären? Eine Welt von Wohllaut ist versunken, und ein krähender Hahn bleibt auf dem Repertoire; der Geist liegt auf dem Schindanger, und jeder Dreckhaufen ist ein Kristallpalast ... Hat man den Parallelismus bemerkt, mit dem jedesmal ein neuer Triumph der »Lustigen Witwe« und ein Erdbeben gemeldet werden? Wir halten bei der apokalyptischen 666 ... Die mißhandelte Urnatur grollt; sie empört sich dagegen, daß sie die Elektrizität zum Betrieb der Dummheit geliefert haben soll. Habt ihr die Unregelmäßigkeiten der Jahreszeiten wahrgenommen? Kein Frühling kommt mehr, seitdem die Saison mit solcher Schmach erfüllt ist!

Unsere Kultur besteht aus drei Schubfächern, von denen zwei sich schließen, wenn eines offen ist, nämlich aus Arbeit, Unterhaltung und Belehrung. Die chinesischen Jongleure bewältigen das ganze Leben mit einem Finger. Sie werden leichtes Spiel haben. Die gelbe Hoffnung! ... Unseren Ansprüchen auf Zivilisation würden allerdings die Schwarzen genügen. Nur, daß wir ihnen in der Sittlichkeit über sind. In Illinois hat es eine weiße Frau mit einem Neger gehalten. Das Verhältnis blieb nicht ohne Folgen: »Nachdem eine Menge Weißer zahlreiche Häuser im Negerviertel in Brand gesteckt und verschiedene Geschäfte erbrochen hatten, ergriffen sie einen Neger, schossen zahlreiche Kugeln auf ihn ab und knüpften die Leiche an einem Baum auf. Die Menge tanzte dann unter ungeheurem Jubelgeschrei um die Leiche herum.« In der Sittlichkeit sind wir ihnen über.

Humanität, Bildung und Freiheit sind kostbare Güter, die mit Blut, Verstand und Menschenwürde nicht teuer genug erkauft sind. Nun, bis zu dem

Chinesentraum versteige ich mich nicht; aber einem gelegentlichen Barbarenangriff auf die Bollwerke unserer Kultur, Parlamente, Redaktionen und Universitäten, könnte man zujauchzen, wenn er nicht selbst wieder eine politische Sache wäre, also eine Gemeinheit. Als die Bauern eine Hochschule stürmten, wars nur der andere Pöbel, der seines Geistes Losung durchsetzen wollte. Die Dringlichkeit, die Universitäten in Bordelle zu verwandeln, damit die Wissenschaft wieder frei werde, sieht keine politische Partei ein. Aber die Professoren würden als Portiers eine Anstellung finden, weil die Vollbärte ausgenützt werden können und die Würde nun einmal da ist, und die Kollegiengelder wären reichlich hereingebracht.

»Den Verzagten aber, und Ungläubigen, und Verruchten, und Totschlägern, und Götzendienern, und allen Lügnern, deren Teil wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt«.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was vermag nun ein Satirenschreiber vor einem Getriebe, dem ohnedies in jeder Stunde ein Hohngelächter der Hölle antwortet? Er vermag es zu hören, dieweil die anderen taub sind. Aber wenn er nicht gehört wird? Und wenn ihm selbst bange wird?

Er versinkt in Heute und hat von einem Morgen nichts zu erwarten, weil es kein Morgen mehr gibt, und am wenigsten eines für die Werke des Geistes. Wer heute noch eine Welt hat, mit dem muß sie untergehen.

Umso sicherer, je länger die äußere Welt Stand hält. Der wahre Weltuntergang ist die Vernichtung des Geistes, der andere hängt von dem gleichgiltigen Versuch ab, ob nach Vernichtung des Geistes noch eine Welt bestehen kann.

Darum glaube ich einige Berechtigung zu dem Wahnwitz zu haben, daß die Fortdauer der Fackel ein Problem bedeute, während die Fortdauer der Welt bloß ein Experiment sei.

Die tiefste Bescheidenheit, die vor der Welt zurücktritt, ist in ihr als Größenwahn verrufen. Wer von sich selbst spricht, weil kein anderer von ihm spricht, ist lästig. Wer niemand mit seiner Sache zu belasten wagt und sie selbst führt, damit sie nur einmal geführt sei, ist anmaßend. Und dennoch weiß niemand besser als ich, daß mir alles Talent fehlt, mitzutun, daß mich auf jedem Schritt der absolute Mangel dessen hemmt, was unentbehrlich ist, um sich wenigstens im Gedächtnis der Mitlebenden zu erhalten, der Mangel an Konkurrenzfähigkeit. Aber ich weiß auch, daß der Größenwahn vor der Bescheidenheit den Vorzug der Ehrlichkeit hat und daß es eine untrügliche Probe auf seine Berechtigung gibt: seinen künstlerischen Ausdruck. Darüber zu entscheiden, sind freilich die wenigsten Leser sachverständig, und man ist auch hier wieder auf den Größenwahn angewiesen. Er sprach: Selbstbespiegelnng ist erlaubt, wenn das Selbst schön ist; aber sie erwächst zur Pflicht, wenn der Spiegel gut ist. Und jedenfalls ist es sogar ehrlicher, zum dyonisischen Praterausrufer seiner selbst zu werden, als sich von dem Urteil der zahlenden Kundschaft abhängig zu machen. Die Journalisten sind so bescheiden, die Keime geistiger Saat für alle Zeiten totzutreten. Ich bin größenwahnsinnig: ich weiß, daß meine Zeit nicht kommen wird.

Meine Leser! Wir gehen jetzt ins zehnte Jahr zusammen, wir wollen nicht nebeneinander älter werden, ohne uns über die wichtigsten Mißverständnisse geeinigt zu haben.

Die falsche Verteilung der Respekte, die die Demokratie durchführte, hat auch das Publikum zu einer verehrungswürdigen Standesperson gemacht. Das ist es nicht. Oder ist es bloß für den Sprecher, dem es die unmittelbare Wirkung des Worts bestätigt, nicht für den Schreibenden; für den Redner und Theatermann, nicht für den Künstler der Sprache.

Der Journalismus, der auch das geschriebene Wort an die Pflicht unmittelbarer Wirkung band, hat die Gerechtsame des Publikums erweitert und ihm zu einer geistigen Tyrannis Mut gemacht, der sich jeder Künstler selbst dann entziehen muß, wenn er sie nur in den Nerven hat. Die Theaterkunst ist die einzige, vor der die Menge eine sachverständige Meinung hat und gegen jedes literarische Urteil behauptet. Aber das Eintrittsgeld, das sie bezahlt, um der Gaben des geschriebenen Wortes teilhaft zu werden, berechtigt sie nicht zu Beifalls- oder Mißfallsbezeigungen. Es ist bloß eine lächerliche Vergünstigung, die es dem einzelnen ermöglicht, um den Preis eines Schinkenbrots ein Werk des Geistes zu beziehen. Daß die Masse der zahlenden Leser den Gegenwert der schriftstellerischen Leistung bietet, wie die Masse der zahlenden Hörer den des Theatergenusses, wäre mir schon eine unerträgliche Fiktion. Aber gerade sie schlösse ein Zensurrecht des einzelnen Lesers aus und ließe bloß Kundgebungen der gesamten Leserschar zu. Der vereinzelte Zischer wird im Theater überstimmt, aber der Briefschreiber kann ohne akustischen Widerhall seine Dummheit betätigen. Worunter ein Schriftsteller, der mit allen Nerven bei seiner Kunst ist, am tiefsten leidet, das ist die Anmaßung der Banalität, die sich ihm mit individuellem Anspruch auf Beachtung aufdrängt. Sie schafft ihm das furchtbare Gefühl, daß es Menschen gibt, die sich für den Erlag zweier Nickelmünzen an seiner Freiheit vergreifen wollen, und seine Phantasie öffnet ihm den Prospekt einer Welt, in der es nichts gibt als solche Menschen. Dagegen empfände er tatsächlich den organisierten Einspruch der Masse als eine logische Beruhigung, als die Ausübung eines wohlerworbenen Rechtes, als die kontraktliche Erfüllung einer Möglichkeit, auf die er vorbereitet sein mußte und die demnach weder seinem Stolz noch seinem Frieden ein Feindliches

zumutet. Wenn sich die Enttäuschungen, die meine Leser in den letzten Jahren an mir erleben, eines Tages in einem Volksgemurmel Luft machten, ich würde mich in diesem eingerosteten Leben an der Bereicherung der Verkehrsformen freuen. Aber daß ein Chorist der öffentlichen Meinung sich vorschieben darf, meine Arie stört und daß ich die Nuancen einer Stupidität kennen lernen muß, die doch nur in der Einheit imposant wirkt, ist wahrhaft gräßlich. Es ist eine demokratische Wohlfahrtsinstitution, daß der Leser seine Freiheit gegen den Autor hat und daß seine Privilegien über das Naturrecht hinausreichen, den Bezug einer unangenehmen Zeitschrift aufzugeben; daß Menschen, mit denen ich wirklich nicht mehr als Essen und Verdauen und auch dies nur ungern gemeinsam habe, es wagen dürfen, mir ihr Mißfallen an meiner »Richtung« kundzutun oder gar zu motivieren. Es schafft bloß augenblickliche Erleichterung, wenn ich in solchem Fall sofort das Abonnement auf die Fackel aufgebe und die Entziehung, so weit sie möglich ist, durchführen lasse. Deprimierend bleibt die Zähigkeit, mit der diese Leute auf ihrem Recht bestehen, meine Feder als die Dienerin ihrer Lebensauffassung und nicht als die Freundin meiner eigenen zu betrachten; vernichtend wirkt die Hoffnung, die sie noch am Grabe ihrer Wünsche aufpflanzen, das lästige Zureden ihrer stofflichen Erwartungen. Wie weit es erst, wie unermeßlich weit es mich all den Sachen entrückt, die zu vertreten oder zu zertreten einst mir inneres Gebot war, ahnt keiner. Dem Publikum gilt die »Sache«. Ob ich mich über oder unter die Sache gestellt habe, das zu beurteilen, ist kein Publikum der Erde fähig, aber wenn es verurteilt, daß ich außerhalb der Sache stehe, so ist es berechtigt, schweigend seine Konsequenz zu ziehen. Daß ich die publizistische Daseinsberechtigung verloren habe, ist hoffentlich der Fall; die Form periodischen

Erscheines dient bloß meiner Produktivität, die mir in jedem Monat ein Buch schenkt. Zieht mir der redaktionelle Schein dauernd Mißverständnisse zu, bringt er mir Querulanten ins Haus und die unerträglichen Scharen jener, denen Unrecht geschieht und denen ich nicht helfen kann, und jener, die mir Unrecht tun und denen ich nicht helfen will, so mache ich ihm ein Ende. Jetzt ist die Zeit zur Aussprache gekommen, aber ich bin immer noch nachgiebig genug, den Lesern die Entscheidung zu überlassen. Ich betrüge ihren Appetit, indem ich ihre Erwartung, Pikantes für den Nachtisch zu kriegen, enttäusche und ihnen Gedanken serviere, die der Nachtruhe gefährlich sind. Mich selbst bedrückt ihr Alp; denn es ist nicht meine Art, ahnungslose Gäste zu mißhandeln. Aber sie sollen im zehnten Jahre nicht sagen, daß sie ungewarnt zu Schaden gekommen sind. Wer dann noch mit dem Vorurteil zu mir kommt, daß ich ein Enthüller stofflicher Sensationen sei, daß ich berufsmäßig die Decken von den Häusern hebe, um lichtscheue Wahrheiten oder gar nur versteckte Peinlichkeiten emporzuziehen, der hat das Kopfweh seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Ein Teil dieser Leser will »die Wahrheit« hören um ihrer selbst willen, der andere will Opfer bluten sehen. Das Instinktleben beider Gruppen ist plebejisch. Aber ich täusche sie, weil meine Farbe rot ist und mit der Verheißung lockt, zu erzählen, wie sichs ereignet hat. Daß ich längst heimlich in eine Betrachtungsweise abgeglitten bin, die als das einzige Ereignis gelten läßt: wie ichs erzähle, — das ist die letzte Enthüllung, die ich meinen Lesern schuldig bin. Ich täuschte, und war allemal tief betroffen, allemal wußte ich, daß ich mir dergleichen nicht zugetraut hätte, aber ich blieb dabei, Aphorismen zu sagen, wo ich Zustände enthüllen sollte. So schmarotze ich nur mehr an einem alten Renommee. Glaubt einer, daß es auf

die Dauer ein angenehmes Bewußtsein ist? Nun, ich wollte den Lesern helfen und ihnen den Weg zeigen, der zur Entschädigung für den Ausfall an Sensationen führt. Ich wollte sie zu einem Verständnis für die Angelegenheiten der deutschen Sprache erziehen, zu jener Höhe, auf der man das geschriebene Wort als die naturnotwendige Verkörperung des Gedankens und nicht bloß als die gesellschaftspflichtige Hülle der Meinung begreift. Ich wollte sie entjournalisieren. Ich riet ihnen, meine Arbeiten zweimal zu lesen, damit sie auch etwas davon haben. Sie waren entrüstet und sahen im nächsten Heft nur nach, ob nicht doch etwas gegen die Zustände bei der Länderbank darin stände . . . Nun wollen wir sehen, wie lange das noch weiter geht. Ich sage, daß der einzige öffentliche Übelstand, den noch aufzudecken sich lohnt, die Dummheit des Publikums ist. Das Publikum wünscht so allgemeine Themen nicht und schickt mir Affären ins Haus. Aber wie selten ist es, daß das Interesse der Skandalsucht mit meinen separatistischen Bestrebungen zusammentrifft! Wenns einen Fall Riehl gibt, verzeiht mir das Publikum die Gedanken, die ich mir dazu mache, und freut sich, daß es einen Fall Riehl gibt. Es ist ein schmerzliches Gefühl, eine Wohltat nicht zu verdienen; aber es ist geradezu tragisch, sein eigener Parasit zu sein.

Denn das ist es ja eben, daß von meinem Wachstum, welches die Reihen meiner Anhänger so stark gelichtet hat, die Zahl meiner Leser im Durchschnitt nicht berührt wurde, und daß ich zwar kein guter Geschäftsmann bin, solange ich die Fackel bewahre, aber gewiß ein schlechter, wenn ich sie im Überdruß hinwerfe. Und weil es toll ist, auf die Flucht aus der Aktualität Wiener Zeitungsleser mitzunehmen, so ist es anständig, sie zeitweise vor die Frage zu stellen, ob sie sich die Sache auch gründlich überlegt haben.

In Tabakgeschäften neben dem Kleinen Witzblatt liegen zu müssen und neben all dem tristen Pack, das mit talentlosen Enthüllergebärden auf den Kunden wartet, es wird immer härter und es ist eine Schmach unseres Geisteslebens, an der ich nicht allzulange mehr Teil haben möchte. Um den wenigen, die es angeht, zugänglich zu sein, lohnt es nicht, sich den vielen Suchern der Sensation hinzugeben. Im besten Falle dünke ich diesen ein Ästhet. In den allgemeinen, gleichen und direkten Schafsköpfen ist jeder ein Ästhet, der nur durch staatlichen Zwang zur Ausübung des Wahlrechts sich herbeiläßt. Der Ästhet lebt fern von der Realität, sie aber haben den Schlüssel zum wahren Leben; denn das wahre Leben besteht im Interesse für Landtagswahlreform, Streikbewegung und Handelsvertrag. So sprechen vorzüglich jene Geister, die in der Politik die Viehtreiber von St. Marx vorstellen. Der Unterschied: dem Ästheten löst sich alles in eine Linie auf, dem Politiker in eine Fläche. Ich glaube, daß das nichtige Spiel, welches beide treiben, beide gleich weit vom Leben führt, in eine Ferne, in der sie überhaupt nicht mehr in Betracht kommen, der Herr Hugo von Hofmannsthal und der Abgeordnete Doleschal. Es ist tragisch, für jene Partei reklamiert zu werden, wenn man von dieser nichts wissen will, und zu dieser gehören zu müssen, weil man jene verachtet. Aus der Höhe wahrer Geistigkeit aber sieht man die Politik nur mehr als ästhetischen Tand und die Orchidee als eine Parteiblume. Es ist derselbe Mangel an Persönlichkeit, der die einen treibt, das Leben im Stoff, und die anderen, das Leben in der Form zu suchen. Ich meine es anders als beide, wenn ich, fern den Tagen, da ich in äußeren Kämpfen lebte, fern aber auch den schönen Künsten des Friedens, mir heute den Gegner nach meinem Pfeil zurechtschnitze.

Die Realität nicht suchen und nicht fliehen, sondern erschaffen und im Zerstören erst recht

erschaffen: wie sollte man damit Gehirne beglücken, durch deren Windungen zweimal im Tag der Mist der Welt gekehrt wird? Über nichts fühlt sich das Publikum erhabener als über einen Autor, den es nicht versteht, aber Kommis, die sich hinter einer Budel nicht bewährt hätten oder haben, sind seine Heiligen. Den Journalisten nahm ein Gott, zu leiden, was sie sagen. Mir aber wird das Recht bestritten werden, meiner tiefsten Verbitterung Worte zu geben, denn nur den Stimmungen des Lesers darf eine Feder dienen, die für Leser schreibt. Meine Leser sind jene Weißen, die einen Neger lynchen, wenn er etwas Natürliches getan hat. Ich leiste feierlichen Verzicht auf die Rasse und will lieber überhaupt nicht gelesen sein, als von Leuten, die mich für ihre Rückständigkeit verantwortlich machen. Sie ist im Fortschritt begriffen! wie wird es mir ergehen? Die intellektuelle Presse macht dem Schwachsinn des Philisters Mut und erhebt die Plattheit zum Ideale: so sind die Folgen meiner Tätigkeit unabsehbar. Der letzte Tropf, der sich am sausenden Webstuhl der Zeit zu schaffen macht, wird mich als Müßiggänger verachten. Ich wollte nach Deutschland gehen, denn wenn man unter Österreichern lebt, lernt man die Deutschen nicht so sehr hassen als es unbedingt notwendig ist. Ich wollte meine Angstrufe in Deutschland ausstoßen, denn in Österreich bezieht man sie am Ende auf die Kappen und nicht auf die Köpfe. Aber ein satanischer Trieb verlockt mich, die Entwicklung der Dinge hier abzuwarten und auszuharren, bis der große Tag des Zornes kommt und die tausend Jahre vollendet sind. Bis der Drache losgelassen ist und mir eine Stimme aus den Wolken ruft: »Flieg'n m'r, Euer Gnaden?«

STADTBIBLIOTHEK BERN